



Foto: Benjamin André

Grenzen der Meinungsfreiheit, Gefährdung der Wissenschaftsfreiheit?

Ein Streitgespräch mit Richard Traummüller und Thomas Scheffer

Seite 4/5

Einblicke in die Wissenschaft des Alltags

Das Fach Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie vermittelt die teilnehmende Beobachtung.

3

Zeitpunkt der Umsetzung entscheidend

Der Makroökonom Alexander Ludwig hat den kompletten Corona-Lockdown in Spanien im Frühjahr 2020 erforscht.

9

Literatur und Epidemie

Thomas Emrich und Achim Geisenhanslüke über literarische Verarbeitungen von Seuchen und anderen Infektionsereignissen.

12

Die Inszenierung eines Dramas

Der Soziologe Jason Mast über Trump nach der Wahlniederlage und die Herausforderungen für seinen Nachfolger Joe Biden.

19

Einmal Echtzeit und vor Ort, bitte!

Neuankömmlinge an der Goethe-Uni geben Auskunft über den Uni-Start unter Corona-Bedingungen.

25

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser, auch Dezember-Ausgabe des UniReport ist ganz wesentlich von Themen geprägt, die mit der Corona-Pandemie zu tun haben. Nicht nur Virologen, sondern auch Soziologen, Psychologen, Literaturwissenschaftler und Ökonomen forschen zu den gesellschaftlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Dimensionen eines globalen Infektionsgeschehens. Aber auch im Lehrbetrieb und im Studium hat die Pandemie ihre Spuren hinterlassen. Eine Umfrage unter Erstsemestern zeigt, dass Neuankommlinge sich an Online-Vorlesungen, Lernplattformen und Whatsapp-Gruppen zwar schnell gewöhnen können. Aber auf den „realen“ Kontakt mit den Kommiliton*innen möchte dauerhaft niemand verzichten. Im Laufe des nächsten Jahres kann, so auch unsere Hoffnung, ein geselliges Miteinander wieder auf den Campus zurückkehren und auch der Präsenzlehre wieder mehr Raum gegeben werden. Ich wünsche Ihnen schöne Feiertage und einen guten Start ins neue Jahr, bleiben Sie vor allem gesund!

Ihr Prof. Manfred Schubert-Zsilavec, Vizepräsident der Goethe-Universität



Johann Wolfgang Goethe-Universität | Postfach 11 19 32 60054 Frankfurt am Main | Pressesendung | D30699D Deutsche Post AG | Entgelt bezahlt

www.unireport.info

Vernetzen und gestalten

Gespräch mit Uni-Präsidentin Birgitta Wolff zum Ende ihrer Amtszeit

Das neue Jahr beginnt mit einem Wechsel an der Uni-Spitze. Universitätspräsidentin Birgitta Wolff übergibt nach sechs Jahren das Amt an Enrico Schleiff, der von 2012 bis 2018 bereits als Vizepräsident für die Goethe-Universität aktiv war. Im Interview mit dem UniReport spricht Wolff über das besondere »Corona-Jahr« 2020 und die aktuelle Position der Uni.

UniReport: Frau Professorin Wolff, seit März haben Sie eine Uni im Ausnahmezustand gesteuert. Was haben Sie über die Goethe-Universität in Corona-Zeiten noch einmal neu gelernt?

Prof. Dr. Birgitta Wolff: Krisensituationen verursachen Stress. Sie haben das Potenzial, in vielen Menschen Gutes, geradezu Erstaunliches zutage zu fördern, während sich andere verzweifelt zurückziehen. An der Goethe-Universität fiel extrem auf, wie viel Energie und Engagement viele auf einmal entwickelt haben, um den Unibetrieb trotz Corona am Laufen zu halten und den Studierenden ein Studium mit 30 ECTS zu ermöglichen – genau das war uns wichtig für die Studierenden! Dazu kam, dass die Stimmung, gerade auch im Großen Krisenstab, extrem konstruktiv und ein starkes Wir-Gefühl zu spüren war. Dieses Signal: Wir machen das hier jetzt zusammen, und wir machen das Beste draus, fand sich auch in mehreren gemeinsamen Erklärungen, einer von Senat und Präsidium, und bei einer zweiten war zudem noch die Dekan*innenrunde dabei. Aber: Diese Zeit hat uns alle sehr viel Kraft gekostet. Und deswegen sind wir uns auch einig, dass dies kein Dauerzustand sein kann.

Im Januar bekommt die Goethe-Universität mit Prof. Enrico Schleiff einen neuen Präsidenten. Was bedeutet das für die Kontinuität der Strategieprojekte?

Das ist eine gute Frage. Sowohl der Hochschulentwicklungsplan (HEP) als auch das Forschungsprofil sind nicht „Projekte der Präsidentin“, sondern sie wurden mit vielen verschiedenen Beteiligten aus der ganzen Universität gemeinsam erarbeitet. Aber es versteht sich, dass wir nicht kurz vor der Staffelstabübergabe diese Pakete fest zuknoten, sondern dass Enrico Schleiff die Freiheit haben muss, eigene Akzente zu setzen. Bei solchen Übergängen gilt es immer, eine Balance zu finden zwischen einerseits gewolltem Wandel und andererseits Kontinuität. Dass sich aber ganz grundsätzlich noch etwas ändern wird, würde ich zum jetzigen Zeitpunkt eher ausschließen. Zumal Enrico Schleiff seit einigen Monaten schon aktiv im Präsidium und davor in einschlägigen Gremien mitgearbeitet hat: Als Präsidiumsbeauftragter für Forschung und Infrastruktur nimmt er Aufgaben wahr, die zuvor in die Zuständigkeit von Vizepräsidentin Simone Fulda fielen. Mir ist ein guter Übergang sehr wichtig. Ich binde Herrn Schleiff darum auch schon länger in Themen und Abläufe ein, die direkt in meiner Zuständigkeit liegen; es gibt noch mal einen Unterschied zwischen dem abgegrenzten Ressort eines Vizepräsidenten und der Gesamtverantwortung einer Präsidentin. Und Enrico Schleiff bringt seine Vorstellungen auch schon ein. Insofern denke ich, dass es vor allem einen neuen Schwung mit einigen neuen Impulsen geben wird.

Wenn Sie zurückblicken, gibt es irgendetwas, das Ihnen hier besonders erwähnenswert erscheint?

Es gab einige besondere Momente. Aber einer, der zu deutlich neuen Weichenstellungen geführt hat, war der „Exzellenzflop“: Dieser Schock im September 2017, als herauskam, dass wir nur mit einem Exzellenzcluster in der Hauptbegutachtung sein würden, führte dazu, dass viele zu Recht gefragt haben, was an unserer bisherigen Art großformatiger Verbundforschung vielleicht doch nicht gepasst hat. Danach waren viele bereit, die bisherige Organisation und Ausrichtung dieser Forschungsverbände noch einmal grundlegend zu hinterfragen. Sowohl intern als auch mit externer Beratungsunterstützung haben wir alles gründlichst aufgearbeitet. Dabei konnten wir ziemlich genau feststellen, wo es Schwachstellen im Entwicklungsprozess gegeben hatte: Was gefehlt hatte, war eine konsequente Trennung von Beratung der Forschenden, Begutachtung von Proposals und auch der Entscheidung darüber, was wir machen und fördern oder eben nicht. In der Konsequenz haben wir völlig neue Strukturen geschaffen und eben das Forschungsprofil zur Orientierung. Wir setzen viel stärker auf Benchmarking, auf externe Begutachtung. Und wir setzen durch, dass diese Empfehlungen dann auch umgesetzt werden: Wenn es plausible Signale aus der Wissenschaftscommunity gibt, dass wir in unserer Forschung neue Akzente setzen müssen, dann müssen wir das sehr ernst nehmen. Und genau das passiert jetzt.

Fortsetzung auf Seite 2

Fortsetzung von Seite 1

Auch das Land Hessen bringt sich jetzt stärker ein, um seine Universitäten zu unterstützen für künftige Exzellenzwettbewerbe. Welche Vorbereitungen laufen dazu jetzt schon?

Zur Vorbereitung auf eine nächste Exzellenzrunde hat das Hessische Ministerium für Wissenschaft und Kunst eine Förderlinie „Clusterprojekte“ gestartet, für die wir im November vier Forschungsverbund-Kandidaten der Goethe-Universität vorgestellt haben. Bisher war das Feedback sehr ermutigend; die offizielle Rückmeldung aus dem HMWK-Prozess wird aber erst für Januar erwartet. Außerdem hat das HMWK am Rande des Hessischen Hochschulpaktes mit den hessischen Unis eine „Strategieentwicklungslinie“ entwickelt.

Das Land verfolgt dabei eine mehrgleisige Strategie. Einerseits will man Hessen auf die Exzellenzlandkarte in diesem Bundeswettbewerb bringen. Andererseits gibt es in der hessischen Wissenschaftspolitik immer auch eine Politik für die Fläche. Das heißt, so ein klares Bekenntnis wie beispielsweise in Bayern zur komprimierten Exzellenz, die dann ergänzt wird durch Exzellenz in den Regionen, gibt es bei uns nicht. Deswegen muss unsere Strategie auch anders sein als beispielsweise in München. Und auch deshalb vernetzen wir uns stark mit den anderen hessischen Universitäten. Vernetzung ist ja nicht Selbstzweck, sondern dient unseren wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Zielen.

Apropos Vernetzung: Die Interessen der Universität haben Sie auch über Ihre Mandate in wissenschaftspolitischen Organisationen vertreten; mit Ihnen hat die Goethe-Universität aus den Kooperationen mit den Hochschulen in Frankfurt und der Rhein-Main-Region engere Allianzen gemacht. Was hat sich für die Universität dadurch verändert?

Die Veränderungen passieren auf mehreren Ebenen. Auf der einen Seite werden durch gemeinsame verstärkte Forschungs Kooperationen mit den außeruniversitären Forschungseinrichtungen wie den Leibniz- und Max-Planck-Instituten neue Forschungsfragen gestellt und gemeinsam beforscht. Durch unsere

lokale und regionale Vernetzung sind wir auch mit der FRA-UAS und den anderen Universitäten, insbesondere den Rhein-Main-Universitäten, gut verbunden, profitieren bei gemeinsamen Forschungsprojekten und Studienangeboten, aber auch durch gemeinsames Lernen beim Austausch auf der Organisationsebene. Oft sind auch unsere Forderungen an die Politik deckungsgleich, und vereint werden wir einfach besser gehört als als einzelne Universität. Als „Frankfurter Wissenschaftsrunde“ haben wir zum Beispiel gemeinsame „Wahlprüfsteine“ vor den Kommunalwahlen formuliert und wiederholt Dezentern der Stadt Frankfurt zu Gast gehabt. Auch die KHU, die Konferenz Hessi-



Hoher Besuch: Universitätspräsidentin Prof. Birgitta Wolff begrüßt im Oktober 2017 den französischen Staatspräsident Emmanuel Macron auf dem Campus Westend. Macron richtet bei seinem Besuch der Goethe-Universität zusammen mit dem deutsch-französischen Politiker Daniel Cohn-Bendit sowie dem französischen Sozialphilosophen Gilles Kepel einen Appell für mehr europäisches Engagement an Europas Jugend und Bürger.

Foto: Dettmar

scher Universitätspräsidien, war gemeinsam wissenschaftspolitisch erfolgreich.

In verschiedenen Netzwerken konnten wir etliche Diskurse zur Forschungslandschaft aktiv mitbeeinflussen. Ich war ja bis September KHU-Sprecherin, die für die fünf hessischen Universitäten spricht, bis Dezember im Präsidium der Hochschulrektorenkonferenz und bin weiterhin in diversen anderen Beratungsgremien in Berlin und darüber hinaus. Das hat sich ganz direkt ausgezahlt für die Uni und hat zum Beispiel mit dazu geführt, dass wir beim Hochschulpaket viel informierter verhandelt und letztlich ein viel besseres Ergebnis erzielt haben. Unsere Grundfinanzierung haben wir so deutlich verbessern können. Das war ein großes politisches Ziel.

Ausgezahlt hat sich auch die aktive Mitgliedschaft im Verbund German U15. Wir sind uns als große, forschungsorientierte Universitäten sehr ähnlich, und es hat einen intensiven und zunehmend vertrauensvollen Austausch gegeben. Manchmal sind die U15 etwas beweglicher, schneller als die Hochschulrektorenkonferenz und können sich gegenüber der Berliner Politik klarer artikulieren. Daher ergänzt sich das Engagement in den verschiedenen Netzwerken sehr gut. Ich bin überzeugt, dass die Kombination von RMU, KHU, U15 und HRK-Präsidium uns sehr geholfen hat.

Zur ganzen Wahrheit gehört aber auch, dass wir als Hochschulen gleichzeitig in Konkurrenz um Fördermittel stehen. Das steht dann teilweise auch in einem Spannungsverhältnis zu guten Kooperationsprojekten – weil Anreizstrukturen im System teilweise weiterhin so sind, dass sich mitunter immer noch eher das Gegeneinander als das Miteinander zu lohnen scheint.

Noch einmal intensiver geworden ist auch die Vernetzung mit Frankfurter Traditionsinstitutionen wie dem Fritz Bauer Institut, dem Sigmund-Freud-Institut, dem ISOE, dem IFS oder dem Jüdischen Museum. Was bedeuten diese Partnerschaften ganz praktisch für die Entwicklung der Goethe-Universität?

Wir haben auch diese Kooperationen tatsächlich noch einmal auf eine andere Ebene gehoben. Schon kurz nach meinem Amtsantritt hatten wir einen Plan für eine gemeinsame Berufung mit dem Fritz Bauer Institut

– diese „Holocaust-Professur“, die erste in Deutschland, konnten wir mit Sybille Steinbacher bestens besetzen. Jetzt führen wir gerade mit dem ISOE eine gemeinsame Berufung durch, um auch dort die akademische Leitung ganz eng mit der Uni zu verbinden; das Gleiche läuft gerade mit dem Institut für Sozialforschung. Auch für das Sigmund-Freud-Institut empfiehlt der Wissenschaftsrat, von einer halben gemeinsamen Berufung auf eine ganze Professur hochzukalieren. Stärker vernetzt sind wir auch mit anderen forschenden Partnern in Frankfurt. Beispielsweise ist die Leiterin des Jüdischen Museums auch Honorarprofessorin bei uns; die Leiterin der HSFK, Nicole Deitelhoff, ist als „Teil-

Rhein-Main formuliert. Die Überlegung ist, mit einer Art Trainee-Programm prototypische Karriereentwicklungspfade zu gestalten, die einrichtungsübergreifend Laufbahnen ermöglichen. Wenn unsere Promovierenden und Postdocs unterschiedliche Wissensorganisationen von innen kennenlernen, können sie treffsicherer entscheiden, was am besten zu ihnen passt. Auch vor dem Hintergrund, dass die konventionelle Universitätskarriere ja nie ohne Ortswechsel funktioniert – das ist zunehmend ein Problem, da heute ja meistens beide Partner in einer Beziehung berufstätig sind. Wenn wir Wissenschaftskarrieren flexibler denken, ergeben sich auch mehr Möglichkeiten für eine Wissenschaftslaufbahn am gleichen Standort.

In den letzten Jahren wurde viel über Meinungs- und Wissenschaftsfreiheit in der Gesellschaft und an der Hochschule debattiert. Wie sehen Sie persönlich die Diskussion, welche Position sollte die Universität einnehmen?

Für mich war und ist immer wichtig, die Universität als Ort des wissenschaftlich geleiteten Diskurses in der Gesellschaft zu positionieren. Eine Universität ist kein Stammtisch. Der hat auch seinen Platz, aber nicht auf dem Campus. Wenn man eingeladen wird, Teil eines wissenschaftlichen Diskurses zu sein, darf man alles sagen, aber auf der Basis von Fakten und Hypothesen, die eben auch sich selbst infrage stellen lassen – das ist Wissenschaft. Wir haben mit der Bürgeruniversität ein Veranstaltungsformat, das offen ist für aktuelle und auch kontroverse Themen. Beispielsweise in der Veranstaltung „Diskurskultur im Zwielficht – Wie viel Meinungsfreiheit verträgt die Uni?“ habe ich mit Wissenschaftler*innen und Studierendenvertreter*innen offen und konstruktiv diskutiert; wir haben insgesamt Konsens darin erzielt, dass wir diskursiv, d. h. mit sachlichen Argumenten über kontroverse Themen streiten wollen; Einschüchterungen und Drohgebärden haben an einer Universität definitiv nichts zu suchen.

Am 10. Dezember wurde auch an der Goethe-Universität der Diversity-Tag 2020 begangen: Wo steht die Goethe-Universität heute, wenn es um Diversity und Gleichstellung geht?

Die Wertschätzung von Offenheit und Vielfalt findet sich im Leitbild der Goethe-Universität; wer an der Goethe-Universität studiert, forschet, arbeitet, sollte ungeachtet seines Geschlechts, seiner Herkunft und Neigungen, seiner Hautfarbe und Besonderheiten seine Potenziale entfalten und am respektvollen Miteinander einer modernen Institution partizipieren können. Wir haben heute viel mehr Heterogenität in der Studierendenschaft. Wenn Sie sich die Entwicklung unseres Gleichstellungsbüros anschauen, sehen Sie alleine am Zuwachs der Stellen dort, wie viel gewichtiger dieses Thema auch für uns geworden ist. Wir haben gerade in einer der letzten Präsidiumssitzungen auch die Verstärkung der Antidiskriminierungsstelle beschlossen. Wir haben die Support-Strukturen für die Studienanfänger*innen weiterentwickelt und ausgebaut, wir haben aber auch die psychosoziale Beratung sowohl für die Studierenden aber auch für Mitarbeitende deutlich aufgestockt. Ich glaube, damit spiegeln wir Trends in der Gesellschaft insgesamt. Ein Anliegen, das ich seit vielen Jahren verfolge, ist, die Zahl der Frauen auf Professuren zu erhöhen. Ich komme ja selbst noch aus einer Generation, wo ich zunächst als Frau immer die erste und einzige war, egal, ob es damals der Rat der BWL-Fakultät an der LMU in München oder die Wirtschafts-

Überblick

Aktuell	2
Forschung	6
International	11
Kultur	12
Campus	13
Impressum	15
Bücher	22
Bibliothek	23
Freunde	24
Studium	25
Menschen	26
Termine	27

Die Ausgabe 1/2021 erscheint am 11. Februar, Redaktionsschluss ist der 21. Januar.

Fortsetzung auf Seite 3

Einblicke in die Wissenschaft des Alltags



Das Fach Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie vermittelt die teilnehmende Beobachtung

Wie nutzen wir das Internet? Wodurch verändert sich eine Stadt? Was fördert unsere Kreativität am Arbeitsplatz? Wie konsumieren wir Lebensmittel? Oder kurzgefasst: Wie sieht der Alltag von Menschen in einer modernen Gesellschaft aus? Mit dieser Frage beschäftigt sich das Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie seit 1974. Gisela Welz, Professorin für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie, und Martina Klausner, Professorin für Science and Technology Studies/Digital Anthropology, geben gemeinsam mit der Masterstudentin Johanna Storz Einblicke in ihr Fach.

Lehre und Forschung

„Mein Studium ist sehr vielfältig, es ist gar nicht so leicht zu beschreiben, was wir eigentlich genau machen“, sagt Johanna Storz über ihre Studieninhalte. Nach einer pädagogischen Ausbildung machte sie den Bachelorabschluss im Fach Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie. Im November ist sie am selben Institut in das erste Semester des englischsprachigen Masterstudiums Science and Technology Studies gestartet. „Wir untersuchen die Alltagskultur der Gegenwart und versuchen zu verstehen, was in unserer Gesellschaft passiert“, erklärt Johanna. „In erster Linie betreiben wir empirische Forschung zu Kultur, das heißt zur Lebensweise in einer Gesellschaft“, führt Gisela Welz, Professorin für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie, weiter aus. Dabei gehe es nicht um die Hochkultur, also zum Beispiel Literatur oder Oper, sondern um das alltägliche Miteinander, beispielsweise in der Familie oder im Beruf. Während die meisten anderen Geisteswissenschaften im Fachbereich 09 der Universität, Sprach- und Kulturwissenschaften, vor allem textbasiert, philologisch oder historisch arbeiten, konzentriert sich die Kulturanthropologie auf ethnographische Feldforschung. Hierzu erklärt

Professorin Martina Klausner: „Unsere Forschung ist unter anderem von teilnehmender Beobachtung geprägt. Wir sind direkt im Alltag von Menschen dabei und nehmen keine distanzierte Position von außen ein.“ Das gilt in beide Richtungen – insbesondere dann, wenn durch kollaborative Forschung die Menschen, über die geforscht wird, ebenfalls aktiv in den Forschungsprozess eingebunden werden.

Während in vielen anderen Disziplinen Forschung erst im fortgeschrittenen Studium möglich ist, gehört sie am Frankfurter Institut schon im Bachelor in Forschungsseminaren zur Tagesordnung. In den letzten drei Semestern vor dem Abschluss besuchen Hauptfachstudierende ein Lehrforschungsprojekt. Hierbei steht jedes Jahr ein anderes Thema im Vordergrund. In der Vergangenheit forschten die Studierenden zum Beispiel zu Erinnerungskulturen, urbanen Räumen oder zu Lebensmittelsicherheit. Johanna erzählt von ihrem Lehrforschungsprojekt: „Es gibt zwar ein Oberthema, aber man kann sich seine Nische, zu der man forschen will, selbst aussuchen. In den Seminaren haben wir gelernt, wie man Interviews führt, welche Fragen man stellen kann und allgemein, wie man wissenschaftlich richtig arbeitet.“ Die Seminare gelten daher auch als Vorbereitung auf die Bachelorarbeit, viele Studierende finden dort zu ihrem Thema.

Das Studium

Ihre Bachelorarbeit liegt mittlerweile hinter Johanna, seit November ist sie im Masterstudium. Prof. Klausner, die erst seit diesem Jahr in Frankfurt lehrt, sagt über das englischsprachige Programm: „Ich genieße es wirklich, diesen Master zu unterrichten. Manchmal ist es eine Herausforderung, die unterschiedlichen disziplinären Hintergründe der Studis unter einen Hut zu bekommen, aber die Zusammenarbeit ist sehr spannend und produktiv.“ Und nicht nur die disziplinären Hintergründe sind divers.



Die Ethnologie fragt: Wie sieht der Alltag von Menschen in einer modernen Gesellschaft aus? Foto: Ryoji Iwata/Unsplash.

Die Studierenden selbst sind nicht selten Bildungsausländer. Dieses Jahr haben zum Beispiel eine Studentin aus Nigeria und ein Student von den Philippinen ihren Weg ins Frankfurter Masterprogramm gefunden. „Ich denke, die Studierenden profitieren unheimlich von dieser diversen Zusammensetzung. Es findet ein wertvoller Wissenstransfer statt und die verschiedenen Hintergründe ermöglichen es uns, unsere westliche Perspektive infrage zu stellen“, erklärt Welz. Aufgrund der Corona-Pandemie finden alle Veranstaltungen online statt. „Es ist eine Erleichterung, dass die Anfahrtswege wegfallen,

die für viele recht lang sind. Und für mich als Mutter ist das auch sehr praktisch, weil ich die Betreuung meines Sohns einfacher regeln kann“, erzählt Johanna. Und auch für Studierende im Ausland, die momentan noch auf ihr Visum warten, gibt es Vorteile. „Die Zoom-Veranstaltungen klappen gut und die Studis, die noch im Ausland sind, machen teilweise mehr mit als die anderen. Schade ist nur, dass der private Austausch schwer zu ersetzen ist. In den vergangenen Jahren waren die Studierenden immer sehr bemüht, alle aus dem Ausland gut in Frankfurt aufzunehmen. Sie haben dann zusam-

men gekocht oder sind gemeinsam ausgegangen. Das geht momentan nicht“, berichtet Welz.

Aber was braucht man, um Kulturanthropologie erfolgreich zu studieren? „Ohne eine notorische Neugier geht es nicht. Man muss die Bereitschaft mitbringen, etwas wirklich verstehen zu wollen. Und dann sollte man ruhig etwas hartnäckig sein“, sagt Klausner. „Für unsere Forschung ist es wichtig, dass man kein Problem hat, sich auf andere Menschen einzulassen, Menschen, die sehr anders sein können als man selbst“, ergänzt Welz. Auch aus der Perspektive der Studentin eine schöne Sache, sagt Johanna: „Wir haben sehr viele Freiheiten in unserem Studium. Das ist toll, kann manchmal aber auch eine Herausforderung sein. Das fängt schon damit an, welche Themen und welche Literatur man auswählt. Man muss sich gut organisieren können und fokussiert arbeiten.“

Zukunftsansichten

Irgendwann aber endet jedes Studium. Und was machen die Kulturanthropologen dann? Schon frühzeitig werden sie auf diesen Schritt vorbereitet. „Es gibt ein verpflichtendes Berufsfeldorientierungsmodul. Der Fokus liegt jedes Semester anders, und man kann an diesen Veranstaltungen theoretisch schon im ersten Semester teilnehmen“, erzählt Johanna. Zudem sind Praktika ein fester Bestandteil des Studiums. „Die Lehrenden unterstützen uns und beraten uns bei unserer Wahl. Sie achten auch darauf, dass es einen Bezug zur Kulturanthropologie gibt. Für das Praktikum haben wir dann ein ganzes Semester Zeit“, sagt sie. Johanna hat ihr Praktikum im Historischen Museum Frankfurt absolviert. Damals hatte sie noch vor, im Kulturbereich zu arbeiten, aber wegen Corona möchte sie sich vielleicht umorientieren. **Natalia Zajíc**

Fortsetzung von Seite 2

fakultät der Uni Magdeburg war. Das hat sich Gott sei Dank inzwischen alles doch sehr stark normalisiert. Wir haben in diesem und im letzten Jahr so viele Frauen berufen, dass wir inzwischen bei drei Fachbereichen die Parität erreicht haben könnten. Ich bin gespannt auf die Jahresauswertung 2020.

Nach sechs Jahren als Präsidentin gehen Sie jetzt wieder aktiv in die Wissenschaft. Wozu werden Sie forschen?

Zum Start werde ich über zwei Semester ein Forschungs-Sabbatical einlegen, um zu Themen der Digitalisierung, zu „New Work“, zu neuen Organisationsformen zu forschen.

Dabei kann ich an meine frühere wissenschaftliche Arbeit nahtlos wieder anschließen: Vieles von dem, was ich damals gemacht habe und was damals für manche noch eher Science-Fiction war, ist heute wieder hochaktuell. Beim Thema „Arbeit in der digitalen Welt“ gibt es natürlich auch viele Gestaltungsaufgaben, bei denen ich mich vielleicht einbringen kann. Ich stehe zum Beispiel mit der Landesregierung im Gespräch für eine entsprechende Initiative aus dem Koalitionsvertrag. Für die Goethe-Universität werde ich natürlich auch weiterhin tun, was immer ich kann – sofern gewünscht. Dabei hilft, dass etliche meiner aktuellen Mandate nicht an das Präsidiumsamt gekoppelt sind, wie etwa der stellvertretende Aufsichtsratsvorsitz in der Bundesagentur für Sprung-

innovationen oder die Mitgliedschaft im High-Tech Forum oder in Juries beim BMBF.

Das Amt der Präsidentin lässt sich nicht in einem 8-Stunden-Tag unterbringen. Was haben Sie während der Präsidentschaft vermisst, das Sie jetzt wieder machen möchten?

Erstens: forschen; in Ruhe lesen, denken, wieder etwas schreiben. Und ehrlich gesagt freue ich mich auch darauf, dass ich nicht jeden Tag mit einem 12- oder 14-Stunden-Arbeitstag rechnen muss. Ich freue mich darauf, wieder mehr Zeit mit meiner Familie und unseren Tieren, insbesondere den Pferden, verbringen zu können; das ist eine andere Art von Lebensqualität. Lebensqualität ist es natürlich auch, sich für so eine tolle Uni einsetzen zu können, und das ist auch un-

glaublich befriedigend. Aber ich kann Ihnen sagen: Es ist mitunter auch wirklich sehr, sehr anstrengend. Wissenschaftliches Arbeiten entsteht auch in Freiräumen. Auf die Balance zu forschen und auch mich noch ein wenig wissenschaftspolitisch weiter auszutauschen, freue ich mich sehr. Und natürlich dann auch wieder sehr auf den Austausch mit den Studierenden in der Lehre!

Interview: Imke Folkerts und Dirk Frank

Das vollständige Gespräch mit Birgitta Wolff ist auch im Webmagazin der Goethe-Universität nachzulesen: <https://aktuelles.uni-frankfurt.de>.

Grenzen der Meinungsfreiheit, Gefährdung der Wissenschaftsfreiheit?

Ein Streitgespräch zur Studie »Ist die Rede- und Meinungsfreiheit an der Universität in Gefahr?« mit Richard Traummüller und Thomas Scheffer

Eine Studie, die der Politikwissenschaftler Prof. Richard Traummüller (Universität Mannheim) zusammen mit seinem Kollegen Dr. Matthias Revers (University of Leeds) kürzlich veröffentlicht hat, hat bundesweit für Aufsehen und auch für zahlreiche Gegenstimmen gesorgt. Im Fokus der Studie stehen Soziologie-Studierende der Goethe-Universität, weshalb die Befunde zur Rede- und Meinungsfreiheit in Frankfurt besonders die Gemüter bewegt haben. Der UniReport konnte Prof. Traummüller, der einige Jahre an der Goethe-Universität geforscht und gelehrt hat, und seinen früheren Kollegen, den Soziologen Prof. Thomas Scheffer, zu einem Streitgespräch zusammenbringen.

UniReport: Herr Professor Traummüller, haben Sie die vielen Reaktionen auf Ihre Studie überrascht oder war Ihnen das vor der Veröffentlichung klar? Bestätigt die Art der Kritik gewissermaßen Ihre Kernthesen?

Richard Traummüller: Wir wollten mit der Studie durchaus eine Debatte in den Sozialwissenschaften anstoßen. Wir haben diese ja im Open Access publiziert, es gab über 11 000 Zugriffe [Stand: 23.11.2020]. Das ist für eine solche Studie ein immenses Echo. Sehr überrascht waren wir über das Medienecho, das haben wir nicht so kommen sehen. Wir haben neben Kritik auch sehr viel Zuspruch erfahren. Uns wurde gesagt, wir seien mutig, was uns wiederum stutzig gemacht hat – ist es inzwischen wirklich mutig, eine solche Diskussion anzustoßen? Gerade auf Twitter gab es wiederum sehr vehemente Gegenstimmen. Schade finde ich, dass Kollegen, die einen persönlich kennen, dort auf eine unschöne Art und Weise diskutiert haben, anstatt sich auf die Sachebene zu konzentrieren. Dass sie versucht haben, uns methodisch auseinanderzunehmen, ist gut. Aber der eigentliche Grund dafür war, dass ihnen die Ergebnisse der Studie gegen den Strich gingen. Das hat uns wieder gezeigt, warum wir Meinungsvielfalt an der Uni brauchen: Es ist menschlich, den Splitter im Auge des anderen, aber nicht den Balken im eigenen Auge zu sehen. Wir würden uns wünschen, dass diese Kritiker bei sich selbst oder bei Ergebnissen, die ihnen passen, genauso kritisch hinschauen oder zumindest ebenso Kritik zulassen.

UniReport: Also war das Ergebnis Ihrer Studie eine Art von »self-fulfilling prophecy«?

Traummüller: Es gab Stimmen, die haben uns sogar in eine Reihe des bekannten Hoax von Alain Sokal gestellt, aber das wäre wohl zu viel der Ehre. Nein, es war weit weniger strategisch angelegt. Aber es ist natürlich eine schöne Pointe, dass sich unsere Diagnosen dann auch performativ bestätigten.

UniReport: Herr Professor Scheffer, überzeugt Sie das Design der Studie, halten Sie die Studie für repräsentativ?

Thomas Scheffer: Bevor ich antworte, möchte ich erst noch feststellen, dass ich nicht nur als interpretativer Sozialforscher dazu etwas sagen möchte, sondern auch als Prodekan des Fachbereichs Gesellschaftswissenschaften.

Richard Traummüller ist übrigens dadurch, dass er in Frankfurt geforscht und gelehrt hat, durchaus persönlich involviert. Mir hätte es gefallen, wenn die eigene Positionalität auch in der Studie zum Ausdruck gekommen wäre. Zuerst einmal zur Methodik: Die Studie, und das wird von den Autoren ja auch eingeräumt, ist nicht im klassischen Sinn repräsentativ. Ich würde mich freuen, wenn sie es wäre, denn manche Ergebnisse halte ich, im Sinne nötiger Grenzen der Toleranz, durchaus für ermutigend. Wenn man sich das experimentelle Setting anschaut, dann ist es natürlich nicht anders zu erwarten, als dass rechts gesinnte Studierende die Statements »Es soll keine Immigration geben«, »Geschlechter haben qua Natur unterschiedliche Befähigungen«, »Homosexualität ist moralisch fragwürdig« oder »Der Islam passt nicht in die westliche Lebenswelt« gern hören. In der Studie wird das ja auch so gesagt: Für rechte Studierende ist das aus inhaltlichen Gründen keine Frage von Toleranz. Linke Studierende halten hingegen



Foto: Privat

diese Aussagen an vielen Stellen für problematisch, und ich darf sagen, zu Recht. In diesem Sinne stellt die Studie eine Falle, weil sie die Toleranz gegenüber homophoben oder islamophoben Meinungen testet, die ja im Prinzip den Boden des Grundgesetzes verlassen.

Traummüller: Zur Repräsentativität möchte ich sagen: Unsere Studie trägt im Titel »most likely case«. Es ist also eine Fallstudie zu den Studierenden der Gesellschaftswissenschaften an der Goethe-Universität, wir haben nie etwas anderes behauptet. Die Frage ist natürlich auch: Sind unsere Ergebnisse repräsentativ für diese Population? Da muss man sicherlich einräumen: Die Rücklaufquote ist nicht gut. Das wissen wir auch, das haben wir auch transparent gemacht. Wir haben uns aber auch angeschaut, ob unser Sample zur Studierendenstatistik passt. Das tut es! Es freut mich, dass sich Thomas Scheffer auf eine repräsentative Replikation freut, die haben wir ja auch geplant. Ich möchte aber auch noch etwas zur Kritik an den Statements sagen: Um Toleranz zu messen, bedarf es kontroverser Aussagen. Es ist ein Kurzschluss, wenn man bei den Aussagen gleich

die Vokabeln islamophob, homophob, rassistisch oder sexistisch bemüht. Definitiv stimmt es nicht, dass diese Aussagen, die teilweise Tatsachenaussagen, teilweise Meinungen darstellen, nicht verfassungskonform seien. Denn das sind sie sicherlich, gedeckt durch die Meinungsfreiheit. Niemand würde doch zum Beispiel die biologischen Unterschiede und Neigungen von Mann und Frau bestreiten wollen. Es ist auch völlig legitim, den Islam zu kritisieren, ebenfalls darf man beim Thema Immigration eine Gegenposition einnehmen.

UniReport: In einigen Kritiken wurde ja auch moniert, dass die Aussagen sehr zugespitzt sind. Dass beispielsweise »Homosexualität gefährlich ist«, sorgt doch sicherlich nicht nur bei linken Studierenden für eine schnelle Abwehrreaktion – hätte man die Aussagen nicht etwas subtiler gestalten können?

Traummüller: Methodenkritik, was die Fragenformulierung angeht – sehr gerne! Das ist legitim und selbstverständlich. Aber um es nochmal zu erklären: Es geht darum, Tole-

»Um Toleranz zu messen, bedarf es kontroverser Aussagen. Es ist ein Kurzschluss, wenn man bei den Aussagen gleich die Vokabeln islamophob, homophob, rassistisch oder sexistisch bemüht.«

Prof. Dr. Richard Traummüller ist Professor für Politikwissenschaft und Empirische Demokratieforschung an der Universität Mannheim; er war von 2014 bis 2019 Juniorprofessor am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Goethe-Universität. Er ist unter anderem Sprecher der Sektion Methoden der Politikwissenschaft in der Deutschen Vereinigung für Politikwissenschaft.

ranz zu messen, und das tut man, indem man die Person mit Aussagen konfrontiert, die an die Wertesubstanz der Befragten gehen, die einen salopp gesagt triggern. Erst daran beweist sich Toleranz. Nun kann man natürlich auch, was legitim ist, sagen, dass es Grenzen der Toleranz gibt. Diese Debatte kann man führen. Uns ging es aber darum, Toleranz zu messen, und dafür brauchten wir Aussagen, die sie herausfordern.

Scheffer: Keinerlei Immigration zuzulassen widerspricht aber dem Grundgesetz, denn wir haben in Deutschland ein Grundrecht auf Asyl. Es gibt ein Diskriminierungsverbot, Männer und Frauen sind gleichgestellt. Aber ich will hier keine juristische Debatte führen. Es geht an der Universität ohnehin nicht zentral um Meinungsfreiheit. Da verfehlt die Studie ihren Gegenstand. Denn Toleranz ist an der Universität kein Wert an sich – und auch gar nicht vordringlich. In diesem Sinne schätze ich die Intuition der Studierenden, in der Mehrzahl ja offenbar Erstsemester, die sagen, dass es Grenzen der Toleranz geben muss, um die Wissenschaftsfreiheit an den Universitäten zu schützen. Wir stehen als Dozie-

rende in genau dieser Fürsorgepflicht, denn wir haben eine diverse Studierendenschaft, die einen Anspruch darauf hat, vor diskriminierenden Äußerungen im Seminar geschützt zu werden. Wenn wir die Studierenden dazu befähigen wollen, Forschung zu betreiben, wo es primär auf Sach- und Methodenkenntnis ankommt, auf Argumente, Kreativität und Verfahren, die vom Gegenstand her angeleitet werden, dann müssen wir ihnen auch beibringen, dass Meinungen eben nicht die Leitwährung in unseren Seminaren, Vorlesungen, Kolloquien oder Forschungspraktika sind. Gefordert ist das, was man in den Science & Technology Studies (S&TS) ein »modest witness« nennt: eine Subjektivität, die die eigene Meinung quasi einklammert, um sich den Gegenständen zu öffnen, sich mit ihnen sachgerecht zu befassen. Diese Haltung pflegen wir nur, wenn wir uns im wechselseitigen Respekt begegnen und uns den schwierigen Fragen ohne schnelle Antworten zuwenden. Wir sind also kein Meinungsbasar, keine Talkshow! Wie der Soziologe Niklas Luhmann sagen würde: Unser generalisiertes Kommunikationsmedium ist die Wahrheit, die Unterscheidung von wahr/unwahr. Die Universitäten zu vermessen, ob sie tolerant sind gegenüber allen möglichen Meinungen, geht also an der Sache vorbei. Maßgeblich ist: Wie schaffen wir es, Wissenschaftsfreiheit zu befördern und zu bewahren – und dies in Zeiten, wo sie gerade von autoritären, faschistischen Regimen zunehmend infrage gestellt und angegriffen wird.

Traummüller: Ich muss Thomas Scheffer im Gros seiner Aussagen wirklich zustimmen. Aber: Was impliziert es, dass wir eine diverse Studierendenschaft haben? Ich möchte mal ein provokantes Szenario in den Raum stellen: Eine tiefgläubige Muslima, die mit Kopftuch studiert, findet Homosexualität aufgrund ihres Glaubens unmoralisch. Der homosexuelle Flüchtling aus dem Irak, der an die Uni als Wissenschaftler kommt, ist der Meinung, dass sich der Islam nicht mit der westlichen Lebensweise verträgt. Der ersten Person zu sagen, sie sei homophob, der zweiten, sie sei islamophob, woraus sich ableitet, dass beide sich nicht äußern dürfen, fände ich hochproblematisch, das kann doch nicht die Lösung sein.

Scheffer: Es geht doch nicht darum, sich zum lustigen Meinungsstreit zu treffen. Wir kriegen doch unsere Aufgabe, das Ringen um einen tragfähigen demokratischen Common Sense aufzuklären und zu fundieren, nur dann bewältigt, wenn wir nicht selbst Meinungen ins Zentrum stellen, sondern die Erkenntnisproduktion. Deswegen fragt man die Studierenden im Seminar auch nicht nach ihren politischen Meinungen! Stattdessen geht es uns doch, etwa in der Soziologie, darum, gemeinsam herauszufinden, wie Vergesellschaftungen funktionieren, was sie trägt und antreibt, wozu sie in der Lage sind. Und hier wird ja die Wissenschaftsfreiheit zum konkreten, reflexiven Gegenstand: Schauen wir nach Polen, nach Ungarn, schauen wir uns den Trumpismus an. Wir haben an der

Goethe-Universität Programme für verfolgte türkische Wissenschaftler*innen, die etwa an den Gezi-Protesten beteiligt waren. Ich kenne diese Fälle persönlich, etwa das akademische Schicksal meiner Freundin Dr. Didem Pekün, die sich „von oben“ Anklagen und Mutmaßungen ausgesetzt sah, in ihrer Wissenschaftsfreiheit nicht universitär geschützt wurde und die so in ihrer Heimat ihrer Integrität als akademisch Forschende und Lehrende beraubt wurde. In Zeiten existenzieller Krisen, in denen wir leben, in denen wir mit Klimawandel, Pandemie und auch wachsenden sozialen Ungleichheiten konfrontiert werden, werden die Universitäten und ihr Personal zunehmend solchen Angriffen ausgesetzt, weil sie gegenüber den politisch motivierten Problemlösungen eine konkurrierende, eine kritische Autorität darstellen. Unsere Problemdiagnosen werden da nicht mehr vor dem Hintergrund bewertet: Was ist der Stand der Erkenntnis? Sondern: Passt diese Erkenntnis in die eigene Ideologie? Ist sie links oder rechts? Die Klimawandel-Diagnose wird heute genauso angegriffen: als Meinung, als Aktivismus. Das ist falsch, denn sie basiert auf aufwendigen Erkenntnisprozessen. Damit sind ganz andere Geltungsansprüche verbunden.

Traumüller: Was die Verteidigung der Wissenschaftsfreiheit angeht, wird Thomas Scheffer in mir den größten Mitstreiter finden. Wo ich ihm aber nicht zustimmen kann, ist, wo die Grenzen zwischen vermeintlich bloßer Meinung und Wissenschaft verlaufen. Wir müssen als Wissenschaftler auch darüber sprechen

Wir brauchen doch nur auf die Frankfurter Schule zu schauen, deren Mitglieder in der Zeit des Faschismus ins Exil flüchten mussten – oder ums Leben kamen. Es braucht Grenzen der Toleranz, um unsere Wissenschaftsfreiheit zu schützen. Wir brauchen eine Basis, hinter die wir nicht immer wieder zurückfallen können. Wenn wir es nicht schaffen, in unseren arbeitsteiligen demokratischen Institutionen über das bloße Spiel von Meinungen hinaus zu gehen, dann scheitert die Demokratie. Die Universitäten spielen hier eine wichtige Rolle.

UniReport: Herr Scheffer, es gab in den letzten Jahren an der Goethe-Universität einige Veranstaltungen, die von einer kritischen Hochschulöffentlichkeit scharf verurteilt wurden, es gab sogar Forderungen nach einer Absage. Das waren beispielsweise Veranstaltungen von Prof. Susanne Schröter; wie sehen Sie da die Gefährdung der Wissenschaftsfreiheit?

Scheffer: Auf solche aufgeheizten Debatten muss man sich durchaus einlassen, denn sie sind lehrreich. Sie lehren uns, dass und wie bestimmte Ansätze der Erkenntnisproduktion auch Teile der Studierendenschaft treffen, stigmatisieren, ausschließen. Da melden sie zu Recht auf. Vor diesen Debatten müssen wir keine Angst haben, ja wir benötigen sie sogar. Außerdem sehe ich nicht, dass es uns als Universität darum gehen kann, Politiker*innen (wie etwa Rainer Wendt) eine Bühne zu bieten, die ja eh überall sprechen können und gehört werden. Das sind doch für uns in der Sache keine maßgeblichen Figuren. In den Debatten zu Kopftuch und



Foto: Dettmar

»Die Universitäten zu vermessen, ob sie tolerant sind gegenüber allen möglichen Meinungen, geht [...] an der Sache vorbei. Maßgeblich ist: Wie schaffen wir es, Wissenschaftsfreiheit zu befördern und zu bewahren [...]«

Prof. Dr. Thomas Scheffer
ist Professor für die Methoden der interpretativen Sozialforschung an der Goethe-Universität und Prodekan des Fachbereichs Gesellschaftswissenschaften. Er ist unter anderem Mitglied des Konzils der Deutschen Gesellschaft für Soziologie.

können, ob es zum Beispiel kulturelle Unterschiede zwischen den Religionen gibt. Ein Max Weber hat bekanntlich verschiedene Religionen mit Wirtschaftssystemen in Verbindung gebracht – das ist kein Meinungsbasar, das ist keine Talkshow, das ist Wissenschaft! Und genauso muss man sich darüber unterhalten und erforschen können, was die Folgen von Einwanderung sind. Das sind sozialwissenschaftliche Fragen. Das als rassistisch oder islamophob zu bezeichnen, halte ich wiederum für eine ausgesprochen wissenschaftsfeindliche Haltung.

Scheffer: Dann müsst Ihr Eure Studie anders anlegen! Wenn Du fragen würdest „Gibt es kulturelle Unterschiede zwischen Religionen?“, hätte doch niemand Probleme damit. Oder mit der Frage: „Welche Positionen gibt es zur Immigration: offene Grenzen ja/nein?“ ebenso. Wenn Du sagst, dass wir bei Fragen der Wissenschaftsfreiheit d'accord sind, dann verstehe ich nicht die Tendenz der Studie, unterschiedslos jede Form der Intoleranz zu skandalisieren. Es ist doch so: Wir wissen doch aus unserer eigenen Geschichte, wie Wissenschaftsfreiheit zerstört werden kann.

Islam wiederum wurden durchaus von über-eifrigen Studierenden Grenzen verletzt, wo wir auch aufpassen müssen, Aspekte der Wissenschaftsfreiheit zu schützen. Aber, nochmal, auch von Studierenden gab es hier durchaus wichtige Hinweise, wo Forschung Grenzen verletzt und akademische Debatten instrumentalisiert werden. Wir verfügen ja mit unserer Erkenntnisproduktion über ein großes symbolisches Kapital, gerade weil es nicht die Geltung bloßer Meinung beansprucht, und daher müssen wir uns in dieser Position auch kritische Nachfragen gefallen lassen.

Traumüller: Ganz so einfach ist die Sache nun doch nicht. Du sagst, Thomas, dass wir keine Angst vor solchen Debatten haben müssten. Das Entscheidende ist doch nicht, ob man schon Angst haben muss. Die Wissenschaftsfreiheit ist doch bereits eingeschränkt, wenn man als Wissenschaftlerin wie Susanne Schröter überlegen muss: Kann ich meine Veranstaltung stattfinden lassen, ohne dass es da ständig Stress und Radau gibt? Das ist inakzeptabel! Und das hat mich damals in der Causa Wendt gestört: Dass man sich nicht ge-

ABSTRACT DER STUDIE

„Obwohl Universitäten eine Schlüsselrolle in Fragen der Meinungsfreiheit und Meinungsvielfalt zukommt, werden sie in der Öffentlichkeit oftmals mit dem genauen Gegenteil assoziiert: einer Häufung restriktiver Sprachregelungen, gewalttätigen Protesten gegen umstrittene Redner und Suspendierung unbequemer Professoren. Manche Beobachter sehen darin beunruhigende Anzeichen für eine dunkle Zukunft der Meinungsfreiheit. Andere betrachten diese Vorfälle dagegen als skandalisierte Einzelereignisse und halten studentische Intoleranz für einen Mythos. Wir widmen uns diesen Behauptungen empirisch und stellen erste Befunde eines ‚Most likely case‘ vor: der linken Studentenschaft der Sozialwissenschaften in Frankfurt. Unsere Umfrageergebnisse zeigen, dass sich Studierende häufig sprachlich angegriffen fühlen und dass sich ein beträchtlicher Anteil für die Einschränkung der Meinungsfreiheit ausspricht. Auch finden wir Hinweise für Konformitätsdruck. Sowohl hinsichtlich des Wunsches, die Redefreiheit einzuschränken als auch hinsichtlich der Hemmung, seine Meinung offen zu äußern, bestehen politisch-ideologische Unterschiede. Linksgerichtete Studierende sind weniger bereit, umstrittene Standpunkte zu Themen wie Gender, Einwanderung oder sexuelle und ethnische Minderheiten zu tolerieren. Studierende rechts der Mitte neigen eher dazu, sich selbst zu zensieren. Obwohl diese Befunde vorläufiger Natur sind, weisen sie möglicherweise auf Probleme innerhalb der Sozialwissenschaften und dem universitären Kontext hin.“

Revers, M., Traummüller, R. **Is Free Speech in Danger on University Campus? Some Preliminary Evidence from a Most Likely Case.** [Ist die Meinungsfreiheit an der Universität in Gefahr? Einige vorläufige Befunde anhand eines „Most likely case“] KZfSS Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 72, 471–497 (2020). <https://doi.org/10.1007/s11577-020-00713-z>

schlossen und kollegial hinter Susanne Schröter stellt. Studierende entscheiden nämlich nicht, wen Susanne Schröter einlädt. Es geht nicht um eine beliebige Meinungsfreiheit oder die Redefreiheit von Rainer Wendt, sondern darum, dass Susanne Schröter jemanden einladen kann, von dessen Teilnahme sie sich einen gewissen Erkenntnisgewinn verspricht, und darum, dass sich ein universitäres Publikum anhören kann, was es interessant findet.

Scheffer: Wir sind uns an dieser Stelle einig, dass wir eine Fürsorgepflicht auch unseren Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern gegenüber haben. Es werden an einer Universität auch Erkenntnisse generiert, die manchen nicht passen, aber gleichwohl zuzulassen sind. Ich möchte nur nochmal an einen Punkt erinnern: Wir haben in der Demokratie eine große Verantwortung, denn wir stellen für den Meinungsstreit wesentliche Erkenntnisse, Reflexionen wie Problemaufklärungen zur Verfügung, ohne selber den Meinungsstreit zu führen oder zu entscheiden. Wir bringen Fakten, Maßstäbe und Orientierung ins Spiel der Debatten ein. Wenn wir aber in unserer Erkenntnisproduktion dazu kommen, gesellschaftliche Probleme zentral in Problemgruppen zu übersetzen, die Probleme also nur konstruierten Kollektiven zuzuschreiben, dann wird's normativ schwierig, ja inakzeptabel. Denn damit bereiten wir der Diskriminierung den Boden. In der Studie wird ja gesagt, dass rechte Studierende es sich zweimal überlegen müssten, wenn sie bestimmte Sachen an der Uni sagen wollen. Ich finde es vor diesem Hintergrund gut, wenn unsere Seminare dazu führen, dass die Studierenden zweimal nachdenken, bevor sie etwas sagen, weil sie merken, dass hier anders gesprochen und gestritten wird als im Freundeskreis oder in der Kneipe. Dass es hier auf ein respektvolles, sachkundiges Argumentieren ankommt und man nicht einfach irgendwelche Meinungen „gegen andere“ raushaut, nur weil es sich etwa um kontroverse oder provozierende Positionen handelt.

Traumüller: Ein Drittel der Studierenden traut sich nicht, die eigenen Ansichten wahrheitsgemäß vorzutragen. Jetzt sagst Du, das ist Dir recht, wenn es die rechten Studierenden betrifft. In unserem Sample gibt es aber keine Neonazis. „Rechte“ Studierende sind bei uns solche, die CDU oder FDP wählen. Wenn die

sich nicht trauen, etwas zu sagen oder etwas beizutragen, weil sie sonst von anderen Studierenden sofort mit Labels wie sexistisch oder islamophob belegt werden, dann ist das nicht respektvolles Argumentieren, sondern ein diskreditierender Umgang. Und es ist auch nicht erkenntnisfördernd.

Scheffer: Unsere Aufgabe an der Universität ist es, die Dinge zu verkomplizieren, nicht zu vereinfachen. Wenn wir sozusagen Hemmungen entwickeln zugunsten des schwierigen wissenschaftlichen Gegenstandes, wenn wir dazu tendieren, liebgewonnene Ad-hoc-Meinungen zurückzustellen, dann ist das doch gut. Dieses Diskussionsklima des Ringens mit dem Gegenstand brauchen wir. Zum Verhältnis von Toleranz und Wissenschaftsfreiheit würde ich mir hier qualitative Feld- und Diskursforschungen wünschen, die rekonstruieren, was/warum schwer sagbar wird im Rahmen von Seminaren. Was tut diese Hemmung? Was macht sie möglich? Narrative oder problemzentrierte Interviews könnten hier ebenso Aufschlüsse geben wie Interaktionsanalysen.

Traumüller: Auch da rennst Du bei mir offene Türen ein. Wir haben in der Studie auch offene Fragen mit mehr interpretativem „Fleisch“ gestellt. Im Prinzip gibst Du uns ja dann doch recht, dass es sich lohnt, sich wissenschaftlich dieser Frage zu widmen.

UniReport: Herr Traummüller, fühlen Sie sich motiviert, die Untersuchung fortzusetzen? Wie würden Sie da vorgehen, wer würde da wie befragt werden, würden Sie die Kritik dabei berücksichtigen?

Traumüller: Wir planen eine deutschlandweite Befragung an verschiedenen Hochschulen und Fachbereichen, die auch die Kritik an der Repräsentativität ausräumen soll. Wir haben ferner unseren Kritikern angeboten, eine präregistrierte Replikationsstudie zu machen: Wir setzen uns gemeinsam mit ihnen zusammen, gehen die Kritikpunkte durch, entwerfen ein Design, entwickeln Kriterien und führen die Studie dann entsprechend durch. Wenn die Replikationsstudie dann zeigen sollte, dass alles doch nicht so schlimm ist wie gedacht, dann wären wir selber die glücklichsten Menschen.

Fragen: Dirk Frank

Milchzähne von Neandertalern erzählen Geschichte(n)

Moderne Untersuchungsmethoden enthüllen Stillverhalten in der Steinzeit

Vor rund 40 000 Jahren verliert ein etwa siebenjähriges Kind seinen seitlichen Milchschneidezahn, oben rechts. Es lebt zu diesem Zeitpunkt in einem Höhlensystem im karstigen Gebirge östlich des Gardasees, umgeben von steppenähnlichen alpinen Wiesen. Das Kind ist nicht hier geboren; es lebte bis 55 Tage nach der Geburt mit seiner Mutter in einer anderen Umgebung. Seine Mutter stillte das Kind mindestens bis zu diesem Zeitpunkt und begann erst später mit dem Zufüttern fester Nahrung. Als das Kind Jahre darauf in der Höhle seinen Schneidezahn verliert, lebt es in einer Familie oder Gruppe, die sich von Getreiden und Früchten ernährt und lokale Tiere jagt: Nagetiere, Steinböcke, Gämsen und Wisente.

Milchzähne von Neandertalern – und eines anatomisch modernen Menschen

Diese Geschichte erzählt ein Milchzahn, den Wissenschaftler 1992 in der oberitalienischen Fumane-Höhle gefunden hatten. Er stammt von einem Kind aus der späten Altsteinzeit (Paläolithikum). Es zählt damit schon zu den „modernen Menschen“. In derselben Höhlenregion fanden die Forscher drei weitere, noch einige Tausend Jahre ältere Milchzähne: Sie gehörten den Kindern von Neandertalern, die bereits vor 50 000 bis 70 000 Jahren dort lebten – aber später aus noch unbekanntem Gründen ausstarben.

Dank moderner Methoden gelang es einem Team aus italienischen, britischen und deutschen Forscherinnen und Forschern nun, anhand dieser vier Milchzähne die

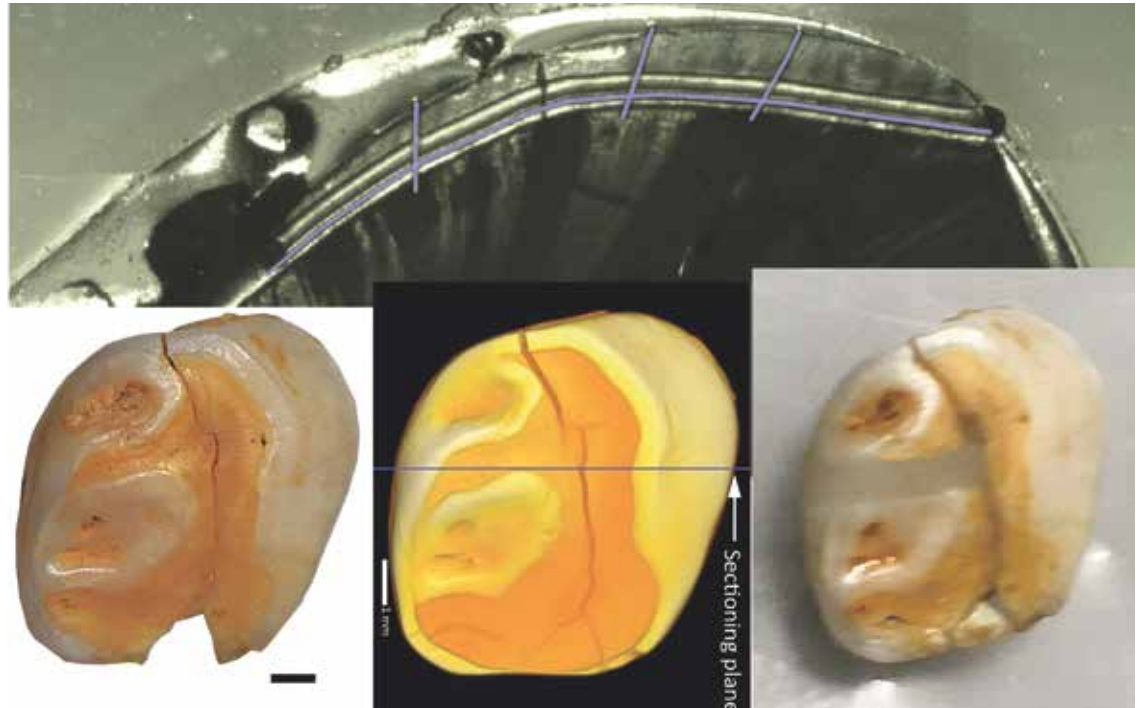
wie die Jahresringe eines Baumes mit hochfeinen Lasermethoden „abzulesen“.

Der Zahnschmelz bildet tägliche Wachstumsringe

Wolfgang Müller und seine Arbeitsgruppe am Frankfurt Isotope and Element Research Center (FIERCCE) des Instituts für Geowissenschaften der Frankfurter Universität nutzten für die Analyse der vier Zähne moderne Lasergeräte und chemische Analysemethoden: „Wir betteten die Zähne in Harz ein und schnitten sie dann in hauchdünne Schichten. Das ist für solch seltene und besondere Funde ein äußerst ungewöhnliches Vorgehen.“ Daher musste die Arbeitsgruppe zusichern, dass sie am Ende ihrer Untersuchungen die kostbaren Proben wieder zusammensetzen würde. Dass die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler die gut erhaltenen Zahnfunde in feine Schnitte „zerlegen“ durften, diente einem ehrgeizigen Ziel: Sie wollten überprüfen, wie lange Säuglinge vor Zehntausenden Jahren gestillt wurden.

Warum starben die Neandertaler aus?

Denn über die Gründe des Aussterbens der Neandertaler wird seit vielen Jahren spekuliert. Unter anderem vermuten einige Forscher, dass die damaligen Mütter ihre Säuglinge deutlich länger stillten, als das heute üblich ist. Für eine Höherentwicklung des Gehirns ist der Körper jedoch früh auf vielfältige Nährstoffe angewiesen. Auf Dauer kann Muttermilch allein dies nicht gewährleisten. Die italienisch-deutsche Kooperation sam-



Collage: Prof. Wolfgang Müller, u. a. unter Verwendung eines Fotos vom ERC project SUCCESS, University of Bologna.

und Mitarbeiter mit einem speziellen Laser, der an ein Massenspektrometer gekoppelt ist, das Zahnmaterial ab. „Der Laser ist deutlich stärker als ein Laserpointer; mithilfe dieser gebündelten Energie kann man kleinste Mengen sehr exakt abräsen“, erklärt Müller. Das abgetragene Material untersuchte seine Arbeitsgruppe mit moderner Massenspektrometrie – ein Verfahren, mit dem man Atome und Moleküle messen und zuordnen kann. So bestimmte sie unter anderem den Gehalt der natürlichen Elemente Strontium und Kalzium: „Beides ist in Zähnen und Knochen enthalten“, erklärt Müller, „aber Strontium als natürliche Unreinheit von Kalzium scheidet der Körper nach und nach aus, so dass uns das Strontium-Kalzium-Verhältnis (Sr/Ca) Hinweise auf die Nahrung gibt.“ Bei Muttermilch ist dieses Verhältnis geringer als etwa bei Körnern, Gemüse oder tierischer Milch.

Stillverhalten kein Grund für das Aussterben der Neandertaler

„Schon die Zahnanlage im Ungeborenen zeigt eine klare Linie: den Tag der Geburt“, beschreibt Müller das faszinierende Wissen, das sich aus den Milchzähnen ablesen lässt. Hinter dieser „Neonatalinie“ ist jeder weitere im Zahnschmelz dokumentierte Lebenstag bei gestillten Kindern geprägt von der Kalzium-reichen, Strontium-ärmeren Muttermilch. Doch mit dem Beginn des Zufütterns und damit des Abstillens steigt wiederum die Konzentration an Strontium. Dank ihrer feinaufgelösten Methoden konnte die Arbeitsgruppen diesen Zeitpunkt anhand der Milchzähne sehr genau auf 3,8 bis 5,3 Monate – je nach Individuum – datieren.

Das ähnelt dem heutigen Abstillverhalten. Demnach begannen die Neanderthaler-Mütter ihre Kinder, wie heute üblich, nach wenigen Monaten langsam abzustillen. Das Stillverhalten – und auch die damit zusammenhängenden Abstände der Geburten – spielten also nach den neuen Erkenntnissen des Forschungsteams keine Rolle für das Aussterben der Neandertaler. Auch die aus anderen Studien bekannten kleinen Gruppengrößen der Neandertaler haben ihren Grund demnach nicht in – durch langes Stillen verursachten – großen Altersabständen zwischen Geschwisterkindern.

Die 28 Anthropologen, Archäologen, Chemiker, Physiker und Geologen der internationalen Forschungsgruppe sind sich anhand der untersuchten Milchzähne sicher, dass die kleinen Neandertaler schon früh mit einer vielfältigen Nahrung konfrontiert wurden, die eine Entwicklung des kindlichen Gehirns unterstützte. Die täglich angelagerten Zahnschmelzschichten ähneln chemisch jenen heutiger Babys – ein Hinweis darauf, dass die Ernährung und Entwicklung erstaunlich ähnlich verliefen.

Das anfangs erwähnte Kind und seine Mutter zählen schon zu den moderneren Steinzeitmenschen und unterscheiden sich deutlich von den noch früheren Neandertalern aus derselben Höhle. „Es ist besonders spannend, dass wir mit dem jüngeren Zahnfund einen Vergleich zu den Neandertaler-Zähnen sogar aus derselben Höhle haben“, erklärt Müller. Der jüngere Zahn weist – verglichen mit einem Neandertaler-Zahn vom selben Fundort – auf unterschiedliche Nahrung und größere Migration in einem kälteren Klima hin. Alle drei Neandertaler-Mütter und -Kinder

Frankfurter Forscher*innen untersuchten einen Neandertaler-Milchzahn aus einer oberitalienischen Höhle (kleines Bild links). Sie schnitten ihn durch (blaue Linie, kleines Bild Mitte) und analysierten den Zahnschmelz mit dem Laser-Massenspektrometer (oberes Bild; die Laser-Schnitte sind lila hervorgehoben). Anschließend wurde der Zahn wieder zusammengesetzt und verfüllt (kleines Bild rechts).

lebten hingegen die ganze Zeit in derselben Region, waren also – anders als bisher vermutet – sehr ortstreu.

Das zeigt ein Vergleich der Milchzähne mit in den jeweiligen Höhlen gefundenen Nagetierzähnen. „Das Strontium-Isotopen-Verhältnis ($^{87}\text{Sr}/^{86}\text{Sr}$) liefert uns Informationen über das Gestein und den Boden der Umgebung, in der die Menschen lebten – und die Nagetiere, die wir zum Vergleich heranzogen“, so Müller. So konnte die Arbeitsgruppe nachweisen, dass das eingangs erwähnte Kind und seine Mutter erst nach der Geburt in die Höhle am Fundort zogen, denn die Isotopenzusammensetzung der Milchzahn-Anlage vor und kurz nach der Geburt berichtet von anderer Nahrung und damit einer anderen Lebenswelt. Die Milchzähne erzählen faszinierende Lebensgeschichten, die dank moderner Methoden ans Licht kamen. Mittlerweile sieht man ihnen jedoch nicht mehr an, was sie preisgegeben haben: „Wir haben die Zahnschichten mittlerweile wieder fast exakt zusammengeklebt“, betont Wolfgang Müller. Nachdem diese Bedingung der zuständigen Behörden erfüllt ist, können die Zähne jetzt ausgestellt oder für weitere Untersuchungen genutzt werden.

Anja Störiko



Foto: Neanderthal Museum, Mettmann

Geschichte ihrer ehemaligen Besitzer auf den Tag genau zu rekonstruieren – von der Zahnanlage im Ungeborenen bis zum ausgewachsenen Milchzahn. Möglich wird dies, weil jeder wachsende Milchzahn mit jedem Tag eine definierte Zahnschmelz-Schicht anlagert. Diese hauchdünnen Schichten lassen sich

melte nun anhand der Milchzähne Hinweise, wann die Mütter ihre Kinder abstillten.

Dazu dienten die Dünnschnitte der uralten Milchzähne. Diese sind höchstens 150 Mikrometer dünn, das entspricht etwa der Dicke von zwei Blatt Papier. Anschließend trugen Müllers Mitarbeiterinnen

»Altersunterschiede und Generationendifferenz sind auf neue Weise bedeutsam«

Die Sozialpsychologin Vera King zur Verarbeitung der Corona-Krise

UniReport: Frau Professorin King, eine sogenannte zweite Corona-Welle, von der man nicht weiß, wie lange sie andauern wird, hat nun auch Deutschland erfasst. Sind damit auch sozialpsychologische Aussagen über die mittel- und langfristigen Auswirkungen der Pandemie schwieriger geworden? Oder ist dennoch das »typische« Muster einer Pandemie in der Gesellschaft erkennbar?

Vera King: Aussagen über langfristige Entwicklungen sind natürlich grundsätzlich schwierig. Was wir kennen: Auch in früheren Pandemien gab es schon mehrere Wellen und seit Beginn der Krise zeichnen sich teils geläufige Muster ab. Zugleich spiegeln die Umgangsweisen mit solchen Ausnahme-situationen zwangsläufig ja immer auch etwas von der jeweiligen historischen, gesellschaftlichen Verfasstheit. Insofern sehen wir Muster, die von früheren Pandemien bekannt sind, aber eben auch charakteristische Ausdrucksformen der Gegenwarts-kultur.

zwangsläufigen Unwägbarkeiten um tyrannische Willkür oder Verschwörungen. Angst und Zorn werden auch politisch funktionalisiert, wie wir beobachten können.

Sie haben sich in Ihrem Beitrag für den Sammelband »Jenseits von Corona« mit sozialpsychologischen Mustern der Verarbeitung von Vergänglichkeit und Begrenztheit beschäftigt. Zunächst die Frage: Worin liegt die Paradoxie begründet, Vergänglichkeit anzuerkennen?

Die Verarbeitung von Vergänglichkeit gehört mit zu den schwierigsten psychischen Herausforderungen. Zwar gewinnt das Leben dadurch an Bedeutung, dass es begrenzt ist. Und Lebensbejahung beruht mit darauf, das unumstößliche Vergehen der Lebenszeit anzuerkennen, ihre Unverfügbarkeit. In gewisser Weise grundiert Endlichkeitserfahrung somit die Fähigkeit zu Glück und Genuss. Aber der Vergänglichkeitschmerz ist gleichwohl schwer erträglich. Es bedarf auch der

übertragenen Sinne nicht mehr: Lockdown bedeutet nicht nur einen praktischen Stillstand der Mobilität oder Kontakte, sondern erschüttert eingeschlossene kulturelle Muster, „im Aufbruch“ zu sein.

Sie sprechen mit Blick auf die Verarbeitung von Vergänglichkeit von der Metapher des »ewigen Aufbruchs«

Steigerungs- und Optimierungsimperative wirken ökonomisch funktional. Im kulturellen Sinne, auch sozialpsychologisch betrachtet, wird damit zudem, wie eben angedeutet, eine Welterfahrung begünstigt, in der Grenzen, auch die Limitierungen von Selbst und Körper, immer nur als vorläufige, zu überwindende erscheinen. Wodurch auch Endlichkeit scheinbar in den Hintergrund rücken kann. Ein solches Muster habe ich in der Metapher des ewigen Aufbruchs verdichtet, also eine paradoxe Einheit des fortgesetzten Bruchs und endlos perpetuierten Noch-Nicht. Sozialpsychologisch auch eine Art Religionsersatz.

Insbesondere beinhaltet „ewiger Aufbruch“ eine Tendenz zur Verschleierung der Generationendifferenz: Während in der klassischen Moderne die Jugend das Neue in die Welt brachte, so das vorherrschende Deutungsmuster, gewinnt in der gegenwärtigen Moderne das Bild von Erwachsenen als juvenilen flexiblen zukunftsvergessenen Dauerinnovatoren an Bedeutung. Die Welt wird dann – auch im ökologischen Sinne – ganz und gar in der Gegenwart verbraucht.

Wenn die Alten sich der Innovationslogik verschreiben und dadurch die Generationendifferenz verschleiert wird, hat das ja auch etwas mit einem ökonomischen Modell der Selbstoptimierung zu tun – alt zu sein oder zu werden kann oder will sich demnach heute keiner mehr erlauben.

Ja, wobei viele Menschen durchaus auch länger gesund und fit sind. Mit dem Älterwerden verbundene Limitierungen oder der Verlust an Vitalität werden oft erst später im Leben spürbar, sind aber auch kulturell schwieriger oder verpönter. Wie Sie sagen: Man kann es sich kaum erlauben. Doch durch die Corona-Krise sind Bilder der Vergänglichkeit unabweisbar näher gerückt, die im Selbstverständnis Juvenilen werden an ihr leibliches Alter erinnert. Und latenter „Altersrassismus“ als dunkle Kehrseite von Selbstoptimierungsnormen und Jugendlichkeitsfiktionen kommt aus dem Verborgenen heraus.

Der »ewige Aufbruch« als kulturelles Muster wurde nun in der Corona-Pandemie nachhaltig erschüttert, das ist eine Ihrer zentralen Thesen.

Ja, „ewiger Aufbruch“ im beschriebenen Sinne ist erstmal ausgebremst, praktisch, kulturell und als psychisches Verarbeitungs- oder Abwehrmuster. Altersunterschiede und Generationendifferenz sind auf neue Weise bedeutsam. Die an Jahren Jüngeren sind weniger gefährdet, die Älteren sind umso mehr auf deren Solidarität angewiesen. Dies vor dem Hintergrund, dass die ökologische



Vera King
ist Professorin für Sozialpsychologie und Soziologie sowie Direktorin des Sigmund-Freud-Instituts.
Foto: Dettmar

Krise in gewissem Sinne auch als Ausdruck einer Ignoranz der Älteren gegenüber den Folgegenerationen verstehbar ist, wie just vor der Pandemie durch die Klimabewegung vielfach thematisiert wurde.

Denken Sie, dass sich hinter der von Ihnen beschriebenen Konstellation die Gefahr eines massiven gesellschaftlichen Konfliktes verbirgt?

Krankheit, Tod oder ökonomische Einbrüche sind auch in der Pandemie ungleich verteilt, aus den Bedrohungen ergeben sich erhebliche soziale Verwerfungen und Krisenpotenziale. Sozialpsychologisch betrachtet sind überdies die psychischen Verlusterfahrungen umso bedrückender, je länger die Pandemie andauert: Der Verlust des früheren Lebens ist gewaltig und unglaublich traurig. Umso schwerer, wenn man nicht weiß, wie lange es noch dauern wird. Und sich in der Gegenwart umsichtig umzustellen oder einzuschränken, um künftig Schlimmeres zu verhindern, setzt eine konfliktive Abwägung auch unterschiedlicher Interessen voraus, die oft umgangen wird. Aktuell ist sie unvermeidlich geworden. Vielleicht gibt es kollektive Lernprozesse durch „Corona“, die auch bei der Bewältigung der ökologischen Krisen helfen. Aber das müsste man auch gezielter angehen und analysieren. Es wäre auf jeden Fall dringend notwendig über die Pandemie hinaus.

Fragen: Dirk Frank

Vera King
Ewiger Aufbruch oder Einbruch einer Illusion. Muster der Verarbeitung von Vergänglichkeit vor und in der Folge von »Corona«.

In: Bernd Kortmann, Günther G. Schulze (Hg.): Jenseits von Corona. Unsere Welt nach der Pandemie – Perspektiven aus der Wissenschaft. Bielefeld: transcript 2020, S. 117-126. Weitere Beiträgerinnen und Beiträger sind u. a. Herfried und Marina Münkler, Lisa Herzog, Andreas Voßkuhle, Eva von Contzen und Julika Griem.



Durch die Corona-Krise werden die im Selbstverständnis Juvenilen an ihr leibliches Alter erinnert.

Foto: Daniele Cossu/Shutterstock

Welche typischen Muster gibt es?

Das Spektrum der Verarbeitungsformen reicht von (überwiegender) solidarischer Umsicht bis hin zu Verleugnungen oder destruktiven Entsolidarisierungen, die teils zunehmen, je brenzlicher es wird. Eine Variante liegt auch in der Konstruktion von Schuldigen; in der Geschichte immer wieder beobachtbar ist etwa, wie andere Nationen als Verursacher deklariert wurden. Typisch ist, wenn Ohnmacht angesichts eines unsichtbaren gefährlichen Virus, der zudem die Abhängigkeit von anderen verdeutlicht, in Aggression transformiert wird: etwa auf vermeintlich böse Mächte, „verantwortungslose“ Jugend oder „egozentrische“ Ältere. Heftige Anklagen richten sich oft an diejenigen, die das Verlorene wiederherstellen sollen, an Fachleute und politisch Verantwortliche. Die Erfahrung, dass unter Pandemiebedingungen niemand genau ermessen oder gar garantieren kann, wie es weitergeht, ist offenkundig schwer zu ertragen. Sie begünstigt das Erleben, es handele sich bei Steuerungsversuchen mit all ihren

Abfederungen durch kulturelle Praktiken und Deutungsmuster, etwa im Kontext von Religion, Politik und Kunst. Und lebenspraktisch zeigen sich vielfältige Ausweichbewegungen und Kompensationen.

Vergänglichkeit wird durch die Pandemie deutlicher spürbar – mit welchen Folgen?

Zum einen treten die Endlichkeit und Verletzlichkeit der Menschen stärker hervor. Zum zweiten hat die Pandemie aber auch zeitgenössische Muster des Umgangs mit Vergänglichkeit angegriffen. Wir sind es eigentlich gewohnt, in unseren Gegenwartskulturen, wie man sagen könnte, der Unverfügbarkeit von Lebenszeit auf vielen Ebenen zu trotzen. Wie es Hans Blumenberg auf den Punkt gebracht hat, versuchen die Menschen der Moderne, Zeit zu gewinnen, um mehr von der Welt zu haben: durch ein fortwährendes Höher, Schneller, Besser, also durch stete Steigerung und Grenzüberschreitung. Und eben dies funktioniert in der Corona-Krise in einem ganz konkreten, aber auch

kurz notiert**Virtuelle Ausstellung zu Max Traeger**

Foto: David Wedmann

Die Ausstellung des AStA und der Forschungsstelle NS-Pädagogik zum Thema NS-Lehrerbund, die zunächst coronabedingt nur im DGB-Haus in Frankfurt gezeigt werden kann, soll möglichst bald je nach Bedingungen auch an der Goethe-Universität gezeigt werden. Vorläufig aber gibt es für alle Interessierten die Ausstellung als Katalogbroschüre und als Video-Rundgang mit Erläuterungen im Netz unter <https://asta-frankfurt.de/aktuelles>

Corona und Museumsbetrieb

Die VolkswagenStiftung hat den Antrag für das Zusatzmodul Corona Crisis and Beyond – Perspectives for Science, Scholarship and Society für das laufende Ausstellungsprojekt »#cute. Inseln der Glückseligkeit?« von Prof. Dr. Birgit Richard positiv aufgenommen und wird entsprechende Fördermittel bereitstellen. Anhand von Fragebögen und Interviews werden die Einflüsse der Corona-Pandemie auf den musealen Betrieb in den Feldern Organisation, Produktion sowie Rezeption/Vermittlung analysiert und Gegenwarts- wie Zukunftsperspektiven ausgelotet. Wie kann ein Museum der Zukunft aussehen, das in einer Pandemie ausstellen möchte? In Zusammenarbeit mit Prof. Dr. Sabine Fabo (Aachen), Prof. Dr. Elke Gaugele (Wien), Prof. Dr. Jan Grünwald (Innsbruck), Prof. Dr. Merle Hummrich (Frankfurt) resultiert das Projekt in einer 2022 erscheinenden Publikation. Aktuelle Ergebnisse werden auf dem Wissenschaftsblog in Zusammenarbeit mit Prof. Dr. Dirk Hohnsträter (Hildesheim) vorgestellt.

555 neue Deutschlandstipendien an der Goethe-Universität

Foto: Dettmar

Das Deutschlandstipendium fördert in diesem Jahr 555 Studierende an der Goethe-Universität. Die diesjährige Vergabe war zugleich Zehn-Jahres-Feier: Seit der Einführung des Deutschlandstipendiums vor zehn Jahren haben rund 1000 Privatpersonen, Non-Profit-Organisationen und Unternehmen ihren Beitrag zum Erfolg dieser Förderung an der Goethe-

Universität geleistet. Mehr als 18 Millionen Euro kamen den Geförderten an der Goethe-Universität im seit 2011 bestehenden Stipendienprogramm zugute – dank des Matching-Modells, bei dem jeder Beitrag, den eine Universität einwirbt, vom Bundesministerium für Bildung und Forschung verdoppelt wird. 9 Millionen Euro wurden demnach bislang von Frankfurter Bürgerinnen und Bürgern, Organisationen sowie Unternehmen gespendet.

Gendergerechte und diversitätssensible Führungskultur

Was bedeuten Gendergerechtigkeit und Diversitätssensibilität konkret für Sie als Führungskraft und Ihr tägliches Führungshandeln? Antworten darauf bietet die Broschüre »Gendergerechte und diversitätssensible Führungskultur – Eine Handreichung für Führungskräfte und Hochschulleitungen«. Sie bietet Ideen, praxisorientierte Empfehlungen und konkrete Handlungsvorschläge zu folgenden Aspekten: meine (professionelle) Haltung zu gendergerechter und diversitätssensibler Führungskultur; gendergerechte und diversitätssensible Führung; ganz praktisch; Umgang mit Antidiskriminierung; gendergerechte und diversitätssensible Personalauswahl. Die Broschüre ist das Ergebnis des HMWK-geförderten Projektes der Landeskonferenz hessischer Hochschulfrauenbeauftragten, das von den Präsidien der hessischen Hochschulen und Universitäten mitgetragen wurde. Download unter <https://tinygu.de/mnV1Z>

1822-Universitätspreis für exzellente Lehre

Foto: Lecher

Die Vergabekommission, bestehend aus Studierenden, Professoren und Professorinnen, Mitarbeitenden der Universität sowie einem Vertreter der Stiftung der Frankfurter Sparkasse, hat in diesem Jahr einstimmig Julia Sammet als Gründerin des Physik-Lernzentrums für ihr nachhaltiges Engagement und ihre besonderen Leistungen mit dem 1. Preis (15 000 Euro) ausgezeichnet. Der 2. Preis (10 000 Euro) geht an Prof. Dr. Johannes Schulze aus dem Fachbereich Medizin. Prof. Dr. Jochen Sander aus dem Fachbereich Kunstgeschichte erhält den 3. Preis (5000 Euro) Sander ist Inhaber der Städel-Kooperationsprofessur am Kunstgeschichtlichen Institut der Goethe-Universität.

Goethe, Deine Forscher

Foto: Universitätsklinikum Frankfurt

Maria Vehreschild, Infektiologin

So, wie Maria Vehreschild sich das vorgestellt hat, funktioniert es im Moment einfach nicht: Als Professorin für Infektiologie leitet sie den entsprechenden Schwerpunkt am Klinikum der Goethe-Universität. Normalerweise behandelt sie mit ihrem Team die verschiedensten Infektionskrankheiten, von Malaria und Tuberkulose bis zu Blutstrom- und Harnwegsinfektionen. Eigentlich strebt sie an, ihre Zeit gleichmäßig aufzuteilen: „Mir sind alle drei Aspekte gleich wichtig, meine Patienten, die Lehre und meine Forschung“, sagt sie, „aber wenn so wie zurzeit eine Pandemie dazwischenkommt, muss alles andere zurückstehen.“

Vehreschilds Tage sind derzeit ausgefüllt mit der Visite bei ihren Patientinnen und Patienten, mit der Organisation von deren Behandlung und mit den Sitzungen des COVID-19-Krisenstabes. Manchmal gerät wegen aktueller Entwicklungen der Tagesplan durcheinander, den sie und ihr Sekretariat gemacht haben und in dem momentan für ihre eigentlichen Forschungsinteressen wenig Zeit bleibt. Aber trotz der hohen Belastung durch die Pandemie war sie nicht wütend, wenn sie (vor dem „Lockdown“) Berichte über Leute sah/hörte/las, die in vollen Clubs Party machten oder sich in Kneipen drängelten: „Dann war ich vor allem frustriert, weil es anscheinend nicht möglich ist, diesen Menschen die Augen zu öffnen und ihnen bewusst zu machen, welche Folgen ihr Verhalten hat“, bedauert Vehreschild.

Praktisches Jahr in Brasilien

Schon als Teenager, nach einem Highschool-Jahr in den USA und dem Abitur in ihrer Heimatstadt Hamburg, hat sie Medizin studiert, „weil ich etwas nützliches tun wollte“, erinnert sich Vehreschild, „etwas, das anderen Menschen hilft.“ Dabei galt ihr Interesse zunächst Fächern wie Neurologie und Psychiatrie; während ihres Medizinstudiums in Berlin und Nizza weckten insbesondere verschiedene Praktika ihr Interesse an der Infektiologie. Nach ihrem praktischen Jahr, das sie in Brasilien, in Belo Horizonte und São Paulo verbrachte, stand für Vehreschild endgültig fest, dass sie sich als Medizinerin der Infektiologie widmen wollte. Weltweit gebe es so viele Infektionskrankheiten, darunter hätten vor allem die Menschen in Entwicklungsländern zu leiden, weil sich viele keine gute medizinische Behandlung leisten könnten und die hygienischen Bedingungen viel schlechter seien als in Deutschland, erläutert Vehreschild. „Es war mir immer ein Anliegen, diesen Menschen zu helfen, und wenn ich als Infektiologin in Deutschland tätig bin und beispielsweise ein Medikament gegen Malaria entwickle, kann ich damit das Leben am anderen Ende der Welt beträchtlich verbessern.“

Außerdem fasziniert sie die große Bandbreite der Infektiologie: „Es gibt so viele Organismen, die Infektionen hervorrufen können; es wird für mich nie langweilig, mich mit ihnen allen zu beschäftigen“, schwärmt Vehreschild. Und nicht nur die fachliche Vielfalt weiß sie zu schätzen: „Man lernt dabei viele interessante Menschen kennen, sowohl durch den wissenschaftlichen Austausch als auch über die klinische Praxis und die persönlichen Begegnungen.“

Während im Zentrum des öffentlichen Interesses zurzeit das Sars-CoV-2-Virus und die dadurch ausgelöste COVID-19-Pandemie stehen, gilt Vehreschilds Forschungsinteresse insbesondere Bakterien: ebenso den nützlichen, die etwa im Darm an der Verdauung beteiligt sind, wie auch den schädlichen, die Infektionen hervorrufen und durch Antibiotika bekämpft werden können. „Der übermäßige Einsatz von Antibiotika, sowohl in der Humanmedizin als auch in der Tierzucht, ist allerdings hochproblematisch“, betont Vehreschild. Zum einen schädigen Antibiotika beispielsweise die Bakterienflora, die einen gesunden menschlichen Darm besiedelt und zur Abwehr von Krankheitserregern beiträgt, zum anderen bewirkt jedes Antibiotikum, das gegen einen bestimmten Krankheitserreger verabreicht wurde, dass sich vor allem diejenigen Bakterien vermehren, die schon gegen das Antibiotikum resistent seien.

Erreger ohne Antibiotika bekämpfen

„Manche Bakterienstämme haben gegen mehrere Wirkstoffe Resistenzen entwickelt. Auf diese Weise sind gefährliche multiresistente Krankheitserreger entstanden, gegen die alle bekannten Antibiotika versagen“, erläutert Vehreschild. Weil jedes verabreichte Antibiotikum automatisch die Vermehrung derjenigen Bakterien begünstigt, die gegen seinen Wirkstoff resistent sind, sucht sie zu neuen Strategien, krankheitsauslösende Bakterien ganz ohne Antibiotika zu bekämpfen – zum Beispiel, indem sie Fäkalbakterien eines gesunden „Spenders“ in den Darm eines Patienten überträgt, der mit dem Keim *Clostridium difficile* infiziert ist. Zum anderen versucht sie, Infektionen zu bekämpfen, indem sie Antibiotika verabreicht, die für den jeweiligen Krankheitserreger „maßgeschneidert“ sind und die Bakterien nicht schädigen, die sich günstig auf die menschliche Gesundheit auswirken. Und natürlich will Maria Vehreschild in der Lehre ihre Kenntnisse über Bakterien und den vernünftigen, sachgerechten Einsatz von Antibiotika an Studierende weitergeben: „Wir müssen die angehenden Ärztinnen und Ärzte da unbedingt besser ausbilden, wenn wir das Problem mit den multiresistenten Bakterien nicht noch verschärfen wollen.“

Stefanie Hense

Wirksamkeit der COVID-19-Maßnahmen: Zeitpunkt der Umsetzung entscheidend

Der Makroökonom Alexander Ludwig hat den kompletten Corona-Lockdown in Spanien im Frühjahr 2020 erforscht.

UniReport: Herr Professor Ludwig, beim Thema Corona sind es vor allem Virologen und Mediziner, die zur Wirksamkeit von Corona-Maßnahmen forschen. Welchen Beitrag können Ökonomen dazu leisten?

Alexander Ludwig: Ich bin als Makroökonom und Finanzwissenschaftler an gesellschaftlichen Fragen interessiert. Die Frage nach den Auswirkungen des Lockdowns auf Mortalität ist ein wichtiger Baustein in der Frage nach den gesamtökonomischen Auswirkungen des Geschehens und den Maßnahmen zur Eindämmung der Epidemie.

Können Sie etwas zur Genese der Studie sagen?

Das Papier ist zusammen mit drei Kollegen von der Universität Autònoma de Barcelona entstanden, Christian Alemán, Christopher Busch und Raül Santaaulàlia-Llopis. Wir – da war Christian noch nicht dabei – hatten schon ganz zu Beginn mit einer Ende März erschienen Publikation, also etwa zwei Wochen nach dem Lockdown in Spanien – die Sinnhaftigkeit der Maßnahmen des Lockdowns hinterfragt und in unserem Blogbeitrag frühzeitig dafür plädiert, die Restriktionen baldmöglichst zu lockern, insbesondere wegen der wirtschaftlichen und sozialen Kosten und da wir der Meinung waren, dass er zu spät kam, um die Mortalität deutlich einzudämmen. Seinerzeit hatten wir nur auf die Wachstumsraten geschaut und festgestellt, dass diese zum Zeitpunkt des Lockdowns bereits abnahmen, was auf ein baldiges Ende der Welle der Epidemie hindeutet.

In dem Rahmen haben wir uns gefragt, wie man eigentlich die Effekte des Lockdown auf die Mortalität abschätzen könnte. Der Nachteil ist, dass der Lockdown in allen Regionen Spaniens zur gleichen Zeit eintrat, so dass es keine kontrafaktische Gruppe gibt, also keine Kontrollgruppe wie etwa in kontrollierten Studien, z. B. medizinische Studien, in denen eine Gruppe ein Medikament bekommt und eine andere nicht. Die Frage ist dann, wie man eine Kontrollgruppe gewissermaßen konstruieren kann. Unser Trick besteht in der Beobachtung, dass man über Epidemien nicht in der Zeit, sondern im Zustand der Epidemie nachdenken muss. Die Nichtlinearität epidemischer Prozesse auszunutzen, besteht unser Ansatz dann in einem ersten Schritt darin, die Unterschiedlichkeit des Zustands der Epidemie in den verschiedenen spanischen Regionen aus den Daten zu extrahieren. Vereinfachend ausgedrückt war Madrid zum Zeitpunkt des Lockdowns viel weiter im epidemischen Verlauf; das Maximum der Anzahl der täglich Sterbenden war – wenn man einen zeitlichen Lag von zwölf Tagen unterstellt, bis der Lockdown wirksam wird – zum Zeitpunkt des Lockdowns quasi schon erreicht, wohingegen andere Regionen noch in einem früheren Zustand waren (die Mortalitätszahlen stiegen also noch deutlich). Wir nutzen diese Unterschiede zwischen allen Regionen im

Vergleich zu Madrid aus, um die Effekte pro Region abschätzen zu können.

Warum hat sich Spanien als Untersuchungsland für die Studie angeboten?

Weil in Spanien der Lockdown relativ überraschend kam und davor kaum Verhaltensreaktionen stattgefunden haben. So lassen sich die Effekte gut auf den Lockdown zurückführen. Noch eine Woche zuvor gab es z. B. anlässlich des Weltfrauentags in Madrid eine große Demonstration, ich selbst war donnerstags nach einem Seminarvortrag noch mit Kollegen essen, währenddessen kam die Nachricht, dass Madrid die Unis schließt. Zwei Tage später war alles dicht. Darüber hinaus waren Verhaltensanpassungen zuvor relativ gering.

Können Sie etwas zu Ihrer empirischen Methode sagen, welche Parameter haben Sie herangezogen für Ihre Berechnungen?

Aufgrund der Messschwierigkeiten bei den tatsächlich infizierten – wir kennen ja nur die diagnostizierten Fälle, und wie viele das sind, hängt von der Intensität des Testens ab – haben wir die Sterblichkeit betrachtet, also die Anzahl der täglich als offiziell Coronatote ausgewiesenen verstorbenen Menschen. Auch das ist nicht unproblematisch und mit Messfehlern behaftet. In einer Erweiterung haben wir die Übersterblichkeit betrachtet und kommen zu ähnlichen Ergebnissen, allerdings sind die Parameter dann mit größerer Unsicherheit geschätzt. In einem ersten Schritt schätzen wir dann Funktionen über die Zeit, die den Pandemieverlauf in einer Region gut beschreiben mit Bezug auf Schnelligkeit des Anstiegs der Verstorbenen, Maximum, Zeitpunkt des Maximums und die Rechtsschiefe, d. h., die Tatsache, dass die Zahl der Verstorbenen bis zum Maximum schneller steigt, als sie danach fällt. Sobald wir die pro Region haben, führen wir eine Transformation in jeder Region durch, wobei Madrid als Referenzgruppe oder Kontrollgruppe dient. Unsere Methode übersetzt die epidemischen Verläufe in allen Regionen in den von Madrid und macht sie vor dem Zustand, zu dem der Lockdown eintritt, gleich. Zugleich bestimmt sie den Zustand in der Kalenderzeit von Madrid, zu dem der Lockdown in, sagen wir, dem Rest Spaniens als zusammengefasste Region eintritt. Um das plastisch zu machen: Der Lockdown kam am 14. März. Wir messen den Effekt auf die Verstorbenen, indem wir einen zeitlichen Lag von zwölf Tagen unterstellen (und hinterher prüfen, wie unsere Ergebnisse damit variieren), also am 26. März. Zum Zeitpunkt 26. März war der Rest Spaniens aber noch in einem früheren Zustand, so wie Madrid in etwa am 19. März aussah. Also haben wir dann – in der Zeit von Madrid gerechnet – zwischen dem 19. März und dem 26. März ein Überlappungsintervall, währenddessen der Lockdown in der transformierten Region Restspanien bereits einen Effekt hatte, in Madrid aber noch nicht. Aus diesem Intervall können wir dann ausrechnen, um wieviel Prozent die Anzahl der Verstorbenen in Restspanien niedriger war. Wir übersetzen das, um ein positiv assoziiertes Maß zu verwenden, in den Prozentsatz geretteter Leben, statt über weniger Tote zu sprechen.

Sie sagen in Ihrem Paper, dass in spanischen Regionen, die zum Zeitpunkt des Lockdowns in



Prof. Dr. Alexander Ludwig ist Professor für Öffentliche Finanzen und Makroökonomische Dynamiken an der Goethe-Universität; er ist Fellow am Leibniz-Institut für Finanzmarktforschung SAFE.

Foto: SAFE

einem früheren Zustand der Pandemie waren – d. h. weniger Infektionen pro 100 000 Einwohner und/oder eine höhere Sterblichkeit hatten – die Maßnahmen besser gegriffen hätten. Inwiefern sind Faktoren wie Altersstruktur, Bildungsniveau, soziale Schichtung, Gesundheitsversorgung etc. dabei berücksichtigt?

Es ist nicht die Frage der Infektionen pro 100 000 Einwohner, die für uns die relevante Statistik ist, sondern wie der zeitliche Verlauf der Todesfälle ist. In Regionen, in denen hier der Anstieg noch sehr steil war, ist der Effekt am größten, prozentual. Die von Ihnen genannten Faktoren – Altersstruktur, Bildungsniveau, soziale Sicherung, Gesundheit der Bevölkerung, Versorgung – sind implizit in unserer Methode durch die Normierung aufgefangen. Anders ausgedrückt, Regionen unterscheiden sich bezüglich dieser Charakteristika, in dem Moment, in dem ich pro Region die Schätzung durchführe, brauche ich diese dann nicht explizit zu berücksichtigen. Während unsere Methode zwar einerseits so die Heterogenität der Regionen bezüglich dieser Merkmale berücksichtigt, macht sie das andererseits aber eben implizit, d. h., wir können nicht berechnen, wie groß der Effekt etwa einer Einheit mehr Stickoxid in der Atmosphäre auf die Corona-bedingte Mortalität war, um ein Beispiel zu nennen.

Rettet ein früher Lockdown nicht in jedem Fall mehr Menschenleben als ein später, gibt es demgegenüber auch einen zu »frühen« Lockdown?

Es ist tautologisch, dass ein früherer Lockdown mehr Lebensjahre rettet, weil er ja länger andauert und die Lebensjahre pro Tag gerettet werden. Etwas subtiler ist, dass wir berechnen, dass der prozentuale Effekt höher ist, wenn er früher eintritt. Der Grund ist, dass in den Regionen, in denen der Lockdown zu einem früheren Zustand eintritt, das Infektionsgeschehen zu einem Zeitpunkt unterdrückt wird, an dem der epidemische Verlauf sehr steil ist, sich das Virus also gerade sehr stark verbreitet. Unsere Ergebnisse dürfen aber nicht so verstanden werden, dass wir für einen früheren Lockdown plädieren. Wir betrachten ja wie gesagt nur die eine Seite der Medaille, ohne die Kosten des Lockdowns zu berücksichtigen. Wenn man die geretteten Leben zum Beispiel ökonomisch bewertet – und ich betone hier die ökonomische Bewertung, was moralphilosophisch sicherlich sehr umstritten ist –, so ist dies geringer oder

in etwa gleich den direkten ökonomischen Kosten, die der Lockdown verursacht hat. Ich betone hier direkte ökonomische Kosten. In einer anderen Arbeit habe ich mit einer anderen Gruppe von Ko-Autoren zum Beispiel die langfristigen ökonomischen Kosten der Schulschließungen für Kinder berechnet, die leider auch sehr hoch sind; dies sind zusätzliche indirekte Kosten. Hinzu kommen noch direkte und indirekte soziale Kosten. In unserem Papier gehen wir diese Abwägung aber nicht ein, sondern liefern einen Beitrag, wie Parameter in sophistizierten Modellen, die den Versuch machen, eine solche Abschätzung explizit vornehmen, bezüglich der Effektivität auf die Mortalität bestimmt werden müssen.

Sind »soziale Kosten« ebenso wie ökonomische Kosten berechenbar?

Prinzipiell ja. Dazu werden sogenannte hedonische Regressionen herangezogen, also Methoden, die Marktpreise benutzen, um Güter zu bewerten, die am Markt nicht gehandelt werden. Diese Methoden werden zum Beispiel eingesetzt, um die ökonomischen Kosten von Umweltkatastrophen zu berechnen, oder, wie oben bereits erwähnt, z. B. den Wert eines statistischen Lebens oder Lebensjahres zu berechnen.

Welche Schlüsse könnte die Politik aus Ihren Ergebnissen ziehen? Lassen sich die Erkenntnisse aus Spanien auf Deutschland übertragen? Haben sich beim zweiten Lockdown im Herbst die Rahmenbedingungen gegenüber dem Frühjahr verändert, hat die Politik »gelernt«?

Zuallererst zeigen unsere Ergebnisse, dass die Effekte des Lockdowns, auch wenn er früher eingeführt worden wäre, nicht so groß sind, wie die anfänglichen Studien postuliert haben. Typische epidemiologische Modelle, die sogenannten SIR-Modelle, haben das Problem, dass zahlreiche Parameter unbekannt sind. Wir liefern hier einen Beitrag. Unsere Analyse bestätigt andererseits die Einsichten, dass ein früher Lockdown einen prozentual größeren Effekt hat. Ein Nachteil unseres Ansatzes ist, dass wir die Effekte einzelner Maßnahmen nicht abschätzen können. Es ist anzunehmen, dass mit dem Verbot von Großveranstaltungen und einem gezielten Schutz der älteren Bevölkerung schon sehr viel erreicht wäre. Jede zusätzliche Maßnahme hat eben einen abnehmenden Zusatznutzen, bei gleichzeitig zunehmendem ökonomischen und gesellschaftlichen Schaden. Da unsere Ergebnisse zeigen, dass der Gesamteffekt dann auch wiederum nicht so groß ist relativ zu den ökonomischen und gesellschaftlichen Kosten, unterstreichen unsere Ergebnisse von daher die Notwendigkeit eines sorgfältigen Abwägens und legen nahe, einen totalen Lockdown zu vermeiden, auch wenn wir das nicht explizit zeigen können.

Fragen: Dirk Frank

Aleman, Christian and Busch, Christopher and Ludwig, Alexander and Santaaulàlia-Llopis, Raul, **Evaluating the Effectiveness of Policies Against a Pandemic** (November 11, 2020).

SAFE Working Paper No. 294, Available at SSRN: <https://ssrn.com/abstract=3714697> or <http://dx.doi.org/10.2139/ssrn.3714697>

»Durch Corona brechen Bühnen weg«

Der Soziologe Tilman Allert zum sozialen Verhalten in Corona-Zeiten

UniReport: Herr Professor Allert, die sogenannte Mund-Nasen-Maske zu tragen gehört mittlerweile mehr oder minder zum Alltag (und das wird vorerst wohl auch so bleiben). Warum sind Beobachtungen zum Umgang damit für den Soziologen so fruchtbar?

Tilman Allert: Für die Soziologie ist die Maske in verschiedener Hinsicht von Bedeutung. Die Maske ist die wichtigste Metapher für ein Verständnis des menschlichen Handelns als ein Spiel, das seine Dynamik daraus bezieht, dass mit einem Gegenüber wechselseitig um das Verhältnis von Maske und Authentizität gerungen wird, zu Last und Vergnügen der Beteiligten. Mit der Maske ist, wie der Soziologe Georg Simmel formulierte, die Geheimnishaftigkeit des sozialen Lebens angesprochen. Zentral für diesen Blick auf den Austausch ist die Frontalität des Gesichts mit dem Mund als herausragenden Medium der Mitteilung und Selbstmitteilung, ergänzt um das Ent- und Verschlüsselungspotenzial von Mimik und Gestik. Von hier aus lässt sich die Starre, von der Maske diktiert, verstehen. Das ist als solches natürlich keine große Einschränkung: Schließlich ist das Sprechen nicht behindert. Mancher Satz muss wiederholt werden, aber mehr nicht. Allerdings schwindet die Elastizität der Kommunikation, die

lässig, damit ist die derzeitige Sorge der Regierung angesprochen.

Bestimmte Formen der Geselligkeit gibt es auch noch im »Lockdown light«, wie zum Beispiel kleinere familiäre Treffen. Sie beklagen aber, dass durch die Maskenpflicht und Abstandsregelungen die »Beiläufigkeit des sozialen Austausches« fehle. Was verstehen Sie darunter?

Nicht der Austausch fehlt, sondern die Bezugnahme auf die Mitmenschen ist überschattet durch den Gedanken an Infektionsketten. Daraufhin reduziert man die Kontaktintensität, ohne es zu wollen. Es geschieht. Wenn die Kaufhäuser leer bleiben – in den Zeitungen heißt es, Konsumlaune wolle sich nicht einstellen –, dann zeigt sich hier die Spitze eines Eisbergs geschrumpfter Geselligkeit. In jedem Grundkurs Soziologie wird Handeln als ein Vorgang gelehrt, der aus der Perspektive eines Gegenübers erfolgt. Genau genommen machen Menschen sich – bleiben wir beim Konsum, beim Klamottenkauf – für die anderen schön und darin auch für sich selbst. Durch Corona brechen Bühnen weg, wer will da noch das kleine Schwarze anziehen? Ein triviales Beispiel mag die eigene Situation sein: Seitdem ich vor dem Laptop

Denken Sie, dass auch nach dem Wegfall der Corona-Regeln – wenn zum Beispiel ein Impfstoff das normale Miteinander wieder ermöglicht – das soziale Miteinander sich verändert haben bzw. sich verändern wird?

Das ist eine schwierige Frage. Wenn moderne Gesellschaften zwingend auf Vertrauen basieren und nicht auf Verdacht, dann werden wir schnell in die komfortable Normalität bürgerschaftlicher Kontakte, zu Klatsch und Tratsch in Familie, Beruf oder Verein zurückkehren und vermutlich die Corona-Zeit als nicht mehr als einen gespenstischen Spuk in Erinnerung behalten. Einige werden sich Kurzurlaube oder gar den Urlaub gründlicher überlegen, einige werden die Zeit der erzwungenen Muße als Mahnung erinnern, nicht alles für machbar zu halten. Möglicherweise wird es erst in der Zeit nach den Imp-

fungen zu einer Belastungskrise der Sozialordnung kommen, wenn deutlich wird, dass der Lockdown der Volkswirtschaft enorme Kosten aufgebürdet hat. Aber das wissen wir nicht. Hinterher sind wir klüger, das gilt auch für die Wissenschaften – die diagnostische Klugheit der Soziologie ist nicht viel weiter als die der Meteorologie und die Vorhersagen aus Offenbach gehen meist nicht über eine oder zwei Wochen hinaus. Bescheidenheit ist also angesagt.

Fragen: Dirk Frank

Tilman Allert ist Professor für Soziologie und Sozialpsychologie mit dem Schwerpunkt Bildungssoziologie.



Geschrumpfte Geselligkeit: Restaurants und Cafés bleiben im Lockdown geschlossen.

Abstandsregel lässt das Gegenüber in Verdacht geraten. Begegnungen unter der Prämisse des Verdachts kennen wir genau genommen nur bei der Misanthropie. Und auszuhalten ist eine diktierte Zurückhaltung nur für einen absehbaren Zeitraum.

Sie haben mal geschrieben, dass die Maske ein »magisches Mittel der Situationsbewältigung« darstelle. Also ist das Tragen nicht nur rational begründet?

Vieles von dem, was Menschen tun, ist magisch überdeterminiert, ein harmloses Beispiel wäre der Talisman oder der zu jedem Heimspiel ins Stadion geschleppte Adler der Eintracht Frankfurt – das ist längst eine Gewohnheit geworden, am magischen Sprechen ändert das nichts. Magie wird bemüht, in modernen Gesellschaften eher unbewusst als strategisch, gegen die Übermacht des Wahrscheinlichen. Und die Masken erfüllen nun für viele Menschen die Funktion des Talisman, eine Selbstsuggestion jenseits der Rationalität einer hygienischen Vorbeugung – die Maske ist gleichsam beinahe schon der Impfstoff. Das Tragen wird veralltäglicht und Veralltäglichtung macht lässig bzw. nach-

meine Veranstaltungen online durchführe, trage ich keine Krawatte, zu normalen Seminarzeiten ein selbstverständliches Stück Kleidung und – um nicht falsch verstanden zu werden – natürlich nicht zwingend. Zur Zeit käme ich mir jedoch blöd vor, mir vor Uni-Zoom eine Krawatte anzulegen.

Warum blockiert die Maske bei flüchtigen Begegnungen den aufmerksam-interessierten Blickkontakt?

Georg Simmel hat in dem Blick eine grundlegende Form menschlicher Reziprozität erkannt. Aber dieser Gedanke ist missverständlich. Blicke können höchste Intimität kommunizieren („Humphrey Bogart in dem Film Casablanca: Schau mir in die Augen, Kleines“), jedoch auch hohe Abgrenzung, Distanz, ja Sanktionsschärfe (– der böse Blick). Manche mögen sich noch erinnern an die Berichte aus Bergamo und das Interview mit einer Krankenschwester, die verzweifelt von ihrer Not sprach, weil sie einen Sterbenden nicht wenigstens mit einem menschlichen Lächeln, vielmehr nur mit ihrem Blick habe verabschieden können.

Pandemie-Trainings- und Fortbildungsprogramm für Menschen in medizinischen und pflegerischen Berufen

Das Universitätsklinikum Frankfurt hat, gefördert durch die Gemeinschaftsinitiative von Rotary Clubs der Rhein-Main-Region, ein umfassendes Pandemie-Trainings- und Fortbildungsprogramm für Menschen in medizinischen und pflegerischen Berufen gestartet. Das Programm richtet sich an das medizinische Personal am Universitätsklinikum Frankfurt sowie Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter anderer medizinischer Einrichtungen der Region – wie Krankenhäuser, Alten- und Behindertspflege, Arztpraxen, Dialysezentren und Rettungsdienste. Ziel ist es, das medizinische Personal nicht nur besser auf die aktuellen Anforderungen der Behandlung und Betreuung von COVID-19-Patienten vorzubereiten; sie sollen auch mit zukünftigen lokalen oder globalen Infektionsgeschehen professionell umgehen können. Das Programm kombiniert vor- und nachbereitende Web-Seminare und E-Learning-Einheiten mit einem realitätsnahen Training im Simulationskrankenhaus des Fachbereichs Medizin der Goethe-Universität.

„Die COVID-19-Pandemie hat gezeigt, wie wichtig es ist, dass medizinisches Personal über infektiöse Erreger kompetent informiert und in hygienischen Schutzmaßnahmen umfassend geschult ist“, unterstreicht Prof. Dr. med. Miriam Rüsseler, Leiterin des Simulationskrankenhauses des Fachbereichs Medizin der Goethe-Universität. Im medizinischen Normalfall treffe dies jedoch nur auf eine kleine, hochspezialisierte Gruppe von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern zu. Doch dies reiche unter Pandemiebedingungen nicht aus. „Man muss davon ausgehen, dass die COVID-19-Pandemie länger anhalten wird. Und man muss auch damit rechnen, dass durch die zunehmende Globalisierung das Risiko steigt, häufiger mit hochkontagiösen Krankheiten und epidemischen Verläufen in Kontakt zu kommen. Deshalb sollte medizinisches Personal grundsätzlich im Umgang mit Pandemieerfahrungen ausgebildet werden“, sagt Miriam Rüsseler.

„Wir sind froh, dass mit unserer Unterstützung das Pandemie-Training der Goethe-

Universität ermöglicht werden kann. Die Bekämpfung der COVID-19-Pandemie und ähnlicher Infektionen ist eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe größter Tragweite. Die Ausbildung wird vor allem auch den Schutz derjenigen verbessern, die sich mit ihrem persönlichen Einsatz in den Kampf gegen das Virus einbringen. Damit kommt das Training nicht nur Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern im Gesundheitswesen, sondern gleichzeitig Patientinnen und Patienten zugute“, sagt Erhard Krause, Koordinator der Rotary-Initiative. Die finanzielle Unterstützung von gut 240 000 Euro kam zusammen durch die Initiative von 14 Rotary Clubs der Rhein-Main-Region, unterstützt durch 11 taiwanische Clubs, die jeweiligen Distrikte, die in den USA ansässigen Rotary Foundation und den Goethe-Corona-Fonds. „Die Initiative ‚Rotary contra Corona – Heilen und Pflegen in der Pandemie‘, ist ein hervorragendes Beispiel dafür, wie sich Rotary den Herausforderungen der Bekämpfung der COVID-19-Pandemie unter Einsatz seiner internationalen Ressourcen stellt“, so Erhard Krause. Das auf diese Weise ermöglichte professionelle Spezialtraining steht über die Grenzen des Universitätsklinikums Frankfurt hinaus auch anderen Gesundheitseinrichtungen offen.“

Die Trainings werden anschließend wissenschaftlich ausgewertet und international kommuniziert, Erfahrungen und Erkenntnisse sollen in die Entwicklung langfristiger Trainingsprogramme und Curricula einfließen. Die Teilnahme am Pandemie-Training ist kostenlos, sollte vom Arbeitgeber jedoch als Fortbildungsveranstaltung anerkannt werden. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer erhalten ein Zertifikat über die Fortbildung. Veranstaltungsort ist das Simulationskrankenhaus auf dem Campus des Universitätsklinikum Frankfurt.

Interessenten wenden sich bitte per Mail an finest@kgu.de, weitere Informationen auf www.kgu.de/pandemie-training

Mit »Jumps« zu neuen Herausforderungen

Rubina Zadourian ist eine leidenschaftliche Grenzgängerin zwischen Physik und Finanzwissenschaft

Geboren wird Rubina Zadourian im Iran, sie wächst auf in Armenien, in der Hauptstadt Jerewan. Ihre Begeisterung für die Fächer Mathematik und Physik wird schon sehr früh geweckt: Auf einer Internatsschule für hochbegabte Kinder taucht sie mit ihrem Bruder ein in die Welt der Zahlen und Formeln. „Wir wurden von guten Lehrkräften unterrichtet, wir hatten damals von der Schule aus sogar erste Begegnungen mit der Universität.“ Nach der Schule dann das Studium der Physik mit dem Schwerpunkt Nuklearphysik, am Ende steht das Diplom. Bis zu diesem Punkt klingt ihre Biographie wie ein generalstabsmäßig geplanter wissenschaftlicher Lebenslauf. Doch Rubina verlässt erst einmal das Reich der geliebten Physik und geht zu ihrer Familie in den Iran, um dort im Familienbetrieb mitzuarbeiten. Fünf Jahre lang dauert diese durchaus erfolgreiche Interimsphase in ihrem Leben. „Wer sagt, dass man nach einem solchen Zeitraum nicht mehr zurückkehren kann in den Wissenschaftsbetrieb, der unterschätzt seine Möglichkeiten“, sagt sie. Ein Neuanfang sei jederzeit möglich, sagt die optimistische Wissenschaftlerin, die gerne von den „Jumps“, den überraschenden Sprüngen in ihrem Leben spricht.

Nach ihrer Ankunft in Deutschland erwirbt Rubina innerhalb eines Semesters die höchste Niveaustufe der deutschen Sprach-



Foto: privat

prüfung für den Hochschulzugang. Sodann strebt sie die nächste wissenschaftliche Qualifikation an. Dies führt zu einem sehr guten M.Sc.-Abschluss in Physik an der Universität Wuppertal, mit einer Abschlussarbeit bei Prof. Andreas Klümper, der eine fortgesetzte Zusammenarbeit folgt.

Während ihrer Promotion am Max-Planck-Institut für Physik komplexer Systeme in

Dresden entwickelt sie die Idee, Theorien und Methoden der Physik in der Finanzwissenschaft anzuwenden. Ihr Dresdner Professor rät ihr, diesen Ansatz weiter zu verfolgen. Eine weitere Station ist dann in Oxford, am Mathematischen Institut sowie am Institute for New Economic Thinking. Mit Prof. J. Dooyne Farmer veröffentlicht sie viel beachtete Papers. In ihr erwacht der Wunsch, ein zweites Mal zu promovieren, um endgültig in der Finanzwissenschaft Fuß zu fassen. Zahlreiche hochkarätige Empfehlungsschreiben von vielen verschiedenen europäischen Universitäten unterstreichen, dass Rubina an ihren Wirkungsstätten einen bleibenden Eindruck hinterlassen hat: Ihre aus der Physik stammenden mathematischen und statistischen Kompetenzen sind für

Forscherinnen und Forscher der Ökonomie ein großer Gewinn.

Als Rubina an die Goethe-Universität kommt, entsteht der Plan, ihre Promotion an der Frankfurter Universität mit einem Forschungsaufenthalt am Courant Institute of Mathematical Sciences der New York University zu verbinden, wo sie als Gastwissenschaftlerin eingeladen wurde. Die Corona-

Situation in den USA ist einer der Gründe, dass dieser Plan jetzt eingefroren ist. Auch wenn ein Plan ins Schlingern gerät, wie es kürzlich der Fall war, bleibt sie zuversichtlich: „Seitdem ich mich für Physik, Mathematik und Finanzen interessiere, möchte ich Aufgaben lösen. Das fasziniert mich so sehr an einer Universität: In der Forschung steht man immer wieder vor neuen Herausforderungen und kann immer wieder Neues lernen.“ Sehr zufrieden ist Rubina Zadourian mit der Betreuung seitens des Goethe Welcome Centre und der Unterbringung im Gästehaus der Goethe-Universität: „Ich war schon in vielen solcher Einrichtungen, aber hier kann man sich als Wissenschaftlerin wirklich sehr wohl fühlen.“ Rubina Zadourian ist derzeit wissenschaftliche Mitarbeiterin am Leibniz-Institut für Finanzforschung SAFE. Einen Dank möchte sie auch unbedingt aussprechen an Prof. Christian Schlag, Dekan des Fachbereichs Wirtschaftswissenschaften und Direktor des Nachwuchskräfte-Programms bei SAFE: „Die menschlichen Aspekte sind sehr wichtig für die Zusammenarbeit und es freut ihn sehr, wenn er jemandem helfen kann“, betont Rubina Zadourian. Auch wenn ihre wissenschaftlichen Ambitionen und Potenziale irgendwann zu einem Ruf an eine andere Universität führen werden, möchte sie die Zeit in Frankfurt definitiv nicht missen. df

Auslandsförderung

Informationen des International Office zu Förderprogrammen für Auslandsaufenthalte

Kontakt für alle unten ausgeschriebenen Programme – sofern nicht anders vermerkt:

International Office
Campus Westend
PEG-Gebäude, 2. Stock
www.io.uni-frankfurt.de/outgoing

Coronabedingte Änderungen und/oder Aussetzung der Förderungen sind möglich. Bitte beachten Sie die jeweiligen Webseiten!

RÜCKBLICK auf die International Week

Vom 26.10. bis zum 29.10.2020 fand die digitale International Week des International Office statt. Vielen Dank für die rege Teilnahme an den Veranstaltungen! Die Infoveranstaltungen des International Office sowie einige Erfahrungsberichte von Studierenden wurden aufgezeichnet und können nun auf unserer Webseite angeschaut werden: www.io.uni-frankfurt.de/InternationalWeek

VORSCHAU auf Bewerbungsfristen im Wintersemester:

2021/22 an einer unserer Partneruniversitäten weltweit studieren!

An unseren Partneruniversitäten in Tel Aviv, Prag, Brasilien, China, Japan oder Südkorea können jeweils mehrere Studierende ein Semester bei Studiengebührenerlass studieren.

Kontakt: International Office
Bewerbungsfrist: voraussichtlich Anfang Februar 2021

(Ausschreibungen werden im Laufe des WS aktualisiert; Bewerbung möglich ab ca. Anfang Januar).

Informationen und Bewerbung: www.io.uni-frankfurt.de/studyabroad/weltweit

Mit ERASMUS+ in Europa studieren

Für das Studienjahr 2021/22 können sich wieder Studierende aller Fachbereiche im derzeit mindestens 2. Semester (Master ab 1. Sem.) für ein- bis zweisemestrige Studienaufenthalte an einer europäischen Hochschule bewerben. Eine Übersicht über die ERASMUS+ Programme und die zuständigen Programmbeauftragten ist auf der Webseite des Study Abroad Teams des International Office zu finden.

Bewerbungsfrist und -ort: 1. Februar 2021 bei den Programmbeauftragten im Fachbereich
Informationen und Bewerbungsformulare: Programmbeauftragte und International Office www.io.uni-frankfurt.de/studyabroad/erasmus (Bewerbung möglich ab ca. Mitte Dezember)

PROMOS – Förderung von kurzfristigen studienrelevanten Auslandsaufenthalten 2021

Eine Bewerbung für eine Förderung kann für folgende Auslandsaufenthalte eingereicht werden: Studien- und Forschungsaufenthalte (1 bis 4 Monate) sowie Praktika (6 Wochen bis 6 Monate) im außereuropäischen Raum, Sprachkurse (3 bis 8 Wochen), Fachkurse (max. 6 Wochen) und Studienreisen (bis 12 Tage) weltweit. Die Bewerbenden müssen sich um Formalitäten bzgl. der Bewerbungs- und Zulassungsmodalitäten der ausländischen Gastinstitution selbstständig kümmern.

Kontakt/Bewerbungsstelle: International Office (online)
Bewerbungsfrist: voraussichtlich Mitte Mai 2021

(für Auslandsaufenthalte beginnend zwischen Juli und Dezember 2021)

Weitere Informationen und Bewerbung: www.io.uni-frankfurt.de/studyabroad/PROMOS

DAAD – Jahresstipendien

Der DAAD bietet Jahresstipendien für Studierende aller Fächer für das Studium an einer Hochschule eigener Wahl. Die Bewerber müssen sich um Formalitäten bzgl. der Bewerbungs- und Zulassungsmodalitäten der ausländischen Hochschule selbstständig kümmern.

Kontakt: International Office
Bewerbungsstelle: DAAD
Bewerbungsfristen sind länderabhängig, siehe www.daad.de.
Informationen und Bewerbungsunterlagen: www.daad.de

ERASMUS+ Praktika

Das EU-Programm ERASMUS+ Praktika fördert obligatorische und freiwillige Auslandspraktika (min. 2 Monate/60 Tage) in den Erasmus-Teilnehmerländern. Auch Graduierte können sich bewerben.

Kontakt und Bewerbung: International Office (online)
Bewerbungsschluss: fortlaufend, spätestens einen Monat vor Praktikumsbeginn
Weitere Informationen, Programm Voraussetzungen und Antragsformulare: <http://www.io.uni-frankfurt.de/Auslandspraktikum/Erasmus>

Carlo-Schmid-Programm für Praktika in internationalen Organisationen und EU-Institutionen

Bewerbung mit Praktikumsplatz für das Stipendium oder auf eines der Praktikumsangebote in der

Programmausschreibung. Gefördert werden Praktika im Zeitraum zwischen September 2020 und Juni 2021.

Kontakt und Bewerbung: DAAD, Referat ST 41, Bewerbung über die Stipendiendatenbank des DAAD, weitere Informationen: <https://www.daad.de/csp>
Bewerbungsfrist: 11. Februar 2021

Gesetzliche Förderungsmaßnahmen für Studien- und Praxisaufenthalte im Ausland: Auslands-BAföG

Aufgrund der hohen zusätzlichen Kosten stehen die Chancen auf eine Ausbildungsförderung nach BAföG für einen Studien-/Praktikumsaufenthalt im Ausland wesentlich höher als für eine Inlandsförderung.

Kontakt: das je nach Region zuständige Amt für Ausbildungsförderung

Antragsfrist: in der Regel sechs Monate vor Antritt des geplanten Auslandsaufenthaltes

Informationen und Antragsformulare: www.bafög.bmbf.de

Bildungskredit

Neben bzw. unabhängig von BaföG und unabhängig vom Einkommen der Eltern kann für einen Auslandsaufenthalt – Studium oder Praktikum – ein zinsgünstiger Bildungskredit von bis zu 300 Euro pro Monat beantragt werden. Innerhalb eines Ausbildungsabschnittes können maximal 24 Monatsraten bewilligt werden. Der Kredit ist vier Jahre nach der ersten Auszahlung in monatlichen Raten von 120 Euro an die Kreditanstalt für Wiederaufbau zurückzuzahlen.

Der Bildungskredit kann jederzeit schriftlich oder per Internet beantragt werden.

Kontakt: Bundesverwaltungsamt

Antragsfrist: jederzeit

Informationen und Antragsformulare: www.bildungskredit.de



Die Piazza Mercatello in Neapel während der Pest von 1656. Gemälde von Domenico Gargiulo. Museo Nazionale di San Martino/Wikipedia.

Literatur und Epidemie

Thomas Emmrich und Achim Geisenhanslüke
über literarische Verarbeitungen von Seuchen
und anderen Infektionsereignissen

Seuchen sind treue Begleiter der Menschheitsgeschichte. Dass sie gleichfalls die Literaturgeschichte prägen, zeigt die europäische Überlieferungsgeschichte bereits in ihren Anfängen: Homers *Ilias* beginnt mit einer Pest, die Apoll den Griechen zur Strafe sandte, da sie seinen Priester Chryses beleidigt haben: „Denn dieser zürnte dem König, / Sandte verderbliche Seuche durch das Heer, und es sanken die Völker“ (*Ilias*, 1, 10f.), heißt es dort. Der Lichtgott Apoll zeigt sich von seiner dunklen Seite: Als Pestbringer droht er, das griechische Heer zu vernichten, und nur eine Sühngebete kann ihn mühsam genug beschwichtigen. Die Seuche ist eingebunden in das komplexe Geflecht einer Tauschökonomie zwischen Göttern und Menschen, aus der heraus dann der Streit zwischen Achill und Agamemnon erwächst, von dem das Epos erzählt.

Heute schießt kein Gott mehr Pfeile in feindliche Lager, dennoch sinken auch jetzt die Völker, und das über den ganzen Globus verbreitet. Die Welt scheint größer und kleiner zugleich geworden zu sein. Die globale Verbreitung von COVID-19 verdeutlicht jedenfalls, dass kollektive Infektionsereignisse keineswegs einer dunklen oder archaischen Vergangenheit der Menschheit angehören, sondern auch eine Bedrohung für deren Gegenwart darstellen. Was scheinbar verschwunden ist, das ist die Ökonomie des Tausches zwischen Menschen und Göttern, innerhalb derer sich die Krise bewältigen ließ. Was geblieben ist, sind archaische Muster der Deutung, die dem Ungeheuerlichen Sinn zu verleihen versuchen. Verschwörungstheorien unterschiedlicher Schattierungen glauben heute noch daran, dass die Seuche von einem Gott oder einem Tier, jedenfalls voll böser Hintergedanken, zu den Menschen gebracht wurde, um sie Demut zu lehren und zu unterwerfen. Zu einer großen

Erzählung wie der *Ilias* fehlt bisher allerdings der Stoff.

Literatur als Arznei gegen die Pest

Dabei kennt nicht nur die Antike große Erzählungen, die um die Seuche kreisen. Fast immer ist es die Pest, die dazu angeregt hat, von ihr zu berichten oder berichtend von ihr abzulenken. Im Jahre 1348 ziehen sich je sieben junge Frauen und Männer, aus der Großstadt kommend, auf ein Landgut zurück und erzählen sich zehn Tage lang insgesamt hundert heitere und sinnfrohe Geschichten. Was zunächst wie ein vergnügter Ausflug oder Ausbruch aus dem Alltag anmutet, ist in Wirklichkeit eine Flucht, eine Suche nach Schutz. Die Kulisse für den Rückzug der jungen Leute in die ländliche Idylle bildet in Giovanni Boccaccios *Decamerone* eine Pestepidemie in Florenz. Das Wüten des Schwarzen Todes wird dabei auf der thematischen Ebene des Textes weitestgehend ausgeklammert, und gerade darin besteht der Witz der von Boccaccio kunstvoll miteinander verflochtenen Novellen. Im Zentrum seiner monumentalen Erzählung steht das Erzählen selbst, das von ihm als eine Abwehr- und Immunisierungsstrategie gegen den Tod inszeniert wird: Literatur ist eben nicht nur ein Zeitvertreib, sondern auch eine geistige Arznei, die es den jungen Leuten erlaubt, sich von der Pest zu erholen, eine Gabe, deren Schutzfunktion sich auf das Leben und Überleben in Zeiten der Krise bezieht.

So ist es auch keine Überraschung, dass in Deutschland, Frankreich und Italien die Verkaufszahlen von Albert Camus' *La Peste*, einem weiteren kanonischen Zeugnis der Seuchenliteratur, in den vergangenen Monaten merklich gestiegen sind, das Buch zeitweise sogar vergriffen war, wie man es sonst nur von aktuellen Bestsellern kennt. Die Geschichte des Dr. Bernard Rieux, der

einsam gegen die Pest kämpft, deren Ausbruch an der algerischen Küste von vielen zunächst geleugnet wird, scheint von selbster Aktualität zu sein. Und auch hier steht der Streit um die Deutung des ungeheuerlichen Geschehens ganz im Zeichen des Streits von Menschen und Göttern: Rieux' Antipode ist der Pater Panelou, der in der Seuche die gerechte Strafe Gottes für die Sünden der Menschen erblickt, während der Atheist Rieux die Sisyphosarbeit des Kampfes gegen die Krankheit auf sich nimmt, ohne ihr eine Bedeutung jenseits der Absurdität der menschlichen Existenz zuzumessen. Den neuerlichen Erfolg von Camus' Roman erklärt Béatrice Lacoste, Mitarbeiterin des Verlags Gallimard, in dem *La Peste* 1947 erstmals erschienen ist, mit der Rolle der Literatur als Refugium, als Reflexionsmedium sowie als Hilfe, die durch COVID-19 verursachte Erosion von (vermeintlichen) Sicher- und Gewissheiten geistesgeschichtlich einzuordnen und dadurch ein Stück weit Sicherheit zurückzuerlangen. Nicht zuletzt wegen des Erfolgs von *La Peste* erhielt Camus 1957 den Nobelpreis für Literatur.

Verschwörungsnarrative

Wie die momentane Lage exemplarisch belegt, stellen länder-, gar kontinentübergreifende Infektionsereignisse individuelle, gesellschaftliche und interkulturelle Beziehungen auf die Probe. In einer derartigen Situation sind der Reflex zur gegenseitigen Schuldzuweisung und Abschottung, das bereits angesprochene Reüssieren von Verschwörungserzählungen sowie eine nationalistische und populistische Instrumentalisierung der Krankheit zu beobachten: „The Chinese virus“ nennt einer der weltweit bekanntesten amerikanischen Verschwörungstheoretiker Corona. Die Sinnlosigkeit, von der Camus' Roman in der Nachkriegszeit Zeugnis abzulegen versuchte, scheint auch heute noch kaum erträglich zu sein, und so müssen Erklärungen her, die auch dem scheinbar Sinnlosen Sinn zu verleihen vermögen – selbst wenn es das Phantasma einer Weltverschwörung ist, deren Ziel einzig darin liegt, die Menschen durch disziplinäre Maßnahmen gegen die Epidemie einem geheimen Regime zu unterwerfen. Zu verzeichnen sind aber auch die Bereitschaft zur Kooperation und Solidarität, eine intensiverte Epochenwahrnehmung und das verstärkte Bewusstsein, einer Weltgemeinschaft anzugehören. Überdies bietet sich die Möglichkeit, etablierte Denkmuster zu durchbrechen und alternative Lebens-, Gesellschafts- und Weltmodelle zu diskutieren, was aktuell u. a. darin seinen Niederschlag findet, dass die Globalisierung, ihre Chancen und Risiken einer genaueren Prüfung unterzogen werden.

Nun kann man von der Literatur sicher nicht erwarten, dass sie Lösungen für die durch die Seuche heraufbeschworene globale Krise bereithält. Das wäre eine groteske Überforderung. Aber die Literatur ist auch mehr als ein bloßer Zeitvertreib, der in schweren Zeiten hilft, von der Seuche abzulenken. Sie ist ein historisches Archiv, aus dem sich ablesen lässt, welche Spannungen nicht nur die Pest, sondern auch Epidemien wie Cholera, Diphtherie oder Polio in menschliche Verhältnisse eintragen. Und die Liste der Texte, die für eine Befragung des Zusammenhangs von Literatur und Seuche infrage kommen, ist lang: Sie reicht neben der bereits angesprochenen *Ilias* Homers, dem *Decamerone* Boccaccios und Camus' *La peste* bis zu Philip Roths *Nemesis*. Zu nennen wären sicherlich: Sophokles: *König Ödipus*; Lukrez: *De rerum natura*; Abraham a Sancta Clara: *Merck's Wienn! Das ist: des wüthenden Tods umständliche Beschreibung*; Daniel Defoe:

A Journal of the Plague Year; Friedrich Hölderlin: *Anmerkungen zum Oedipus*; Mary Shelley: *The Last Man*; Heinrich Heine: *Ich rede von der Cholera. Ein Bericht aus Paris von 1832*; Edgar Allan Poe: *The Masque of the Red Death*; Jeremias Gotthelf: *Die schwarze Spinne*; Jens Peter Jacobsen: *Pesten i Bergamo*; Karl May: *Von Bagdad nach Stambul*; Ricarda Huch: *Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren*; Georg Heym: *Das Schiff*; Thomas Mann: *Der Tod in Venedig*; Andrzej Szczypiorski: *Msza za miasto Arras*; García Márquez: *El amor en los tiempos del cólera*; Lukas Hartmann: *Die Seuche*; Mirjam Pressler: *Dunkles Gold*, schließlich Martin Meyers *Corona*. Unabhängig von der Frage, wie erweiterbar die Liste noch wäre, ist eines sicher: Auch in Zeiten von COVID-19 geht der Lesestoff nicht aus. Denn das ist nur ein erster Überblick über eine Überlieferungsgeschichte, die reich ist an Zeugnissen, deren Wert nicht allein in der historischen Dokumentierung, sondern auch der ästhetischen Stilisierung des Geschehens liegt.

Erzählungen vom Ende des Schreckens

Eins ist allen Erzählungen in diesem Zusammenhang gemein: Sie transformieren die Epidemie in ein Narrativ, das sich auf das medizinische Wissen der Zeit stützt, sich in diesem aber nicht erschöpft, sondern darüber hinaus die grundsätzliche Frage nach dem Lebensrecht des Menschen auf dem Planeten Erde stellt. Nicht die Literatur tritt dabei als Epidemie auf, als Virus, der sich über die ganze Welt verbreitet hat, sondern der Mensch. Als eine epidemisch auftretende Krankheit, die die Erde zu zerstören droht, hat schon Nietzsche den Menschen in *Also sprach Zarathustra* verstanden haben wollen. Den Ekel am Menschen versuchte er mit der Idee zu bewältigen, dass alles, was geschehen ist, ohne ein absehbares Ende immer wiederkehrt: Die Vorstellung des absoluten Schreckens, der ewigen Wiederkehr des Gleichen unterworfen zu sein, sollte jeden konkreten Schrecken tilgen. Die Erzählungen von den Epidemien, darin ungleich humaner als der Ansatz Nietzsches, gehen meist umgekehrt vor: Sie stiften Hoffnung, indem sie zeigen, dass alles, auch die scheinbar nicht zu bewältigenden Seuchen, ein Ende haben wird. In der *Ilias* gelingt es den Griechen, den zürnenden Gott zu besänftigen, und die Florentiner Jugend Boccaccios findet nach dem Rückzug auf das Land ein neues Leben in der alten Heimat. Camus hat *La Peste* unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges geschrieben und den Schwarzen Tod eindrucksvoll als Metapher für die jüngst erlebten Schrecken genutzt, deren Ende lange nicht absehbar und dann umso befreiender war. Nicht unter jedem Schlussatz eines Romans steht das Wort Ende. Aber jeder Schlussatz zeigt, dass hier ein Ende erreicht ist. Und so sind literarische Berichte von Epidemien, die katastrophisch über die Menschen hereinbrechen, immer auch Erzählungen, die die Seuche symbolisch beenden. Der große Roman über COVID-19 ist noch nicht geschrieben, und vielleicht wird er es auch nie. Wenn es ihn geben wird, dann aber vermutlich als eine Geschichte vom Ende der Seuche.

Achim Geisenhanslüke ist Professor für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft an der Goethe-Universität;
Dr. Thomas Emmrich ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut.

»Ich war der DJ der Konferenz«

Jens Amendt hat die internationale Konferenz der Forensischen Entomologie von seinem Rechner aus in Frankfurt geleitet. Sein Resümee: Die virtuelle Veranstaltung mit 260 Teilnehmenden hat insgesamt sehr gut geklappt, aber Mikrofon und Kamera sollte man gerade als Organisator immer gut im Auge behalten.

Auf der Konferenz Mitte September ging es um das Thema Forensische Entomologie, also die Verwendung insektenkundlicher Spuren bei der Lösung von kriminalistischen und rechtsmedizinischen Fragestellungen wie etwa der Eingrenzung des Todeszeitpunktes. Diesem interdisziplinären Ansatz entsprechend waren die Teilnehmer bunt gemischt mit z.B. Biologen aus Australien und China, Kriminaltechnikern aus Rio de Janeiro, Rechtsmedizinern aus Rumänien, Biostatistikern aus Kanada und Insektenkundlern aus Thailand. Corona spielte KEINE Rolle und wir waren alle froh, das Thema einmal hinter uns zu lassen.

Ich hatte mich im Frühjahr 2020 spontan dazu entschlossen, diese Veranstaltung durchzuführen, als klar war, dass ALLES, was an internationalen und nationalen Konferenzen geplant war, abgesagt werden würde. Als dann aber im Sommer die 200. Anmeldung in meiner Mailbox landete, fragte ich mich aller-

dings doch: Was habe ich mir eigentlich dabei gedacht...? Mit der Universität habe ich die digitale Machbarkeit diskutiert und dann letztlich über den universitären Zoom-Account die einzelnen Tage organisiert. Offiziell waren dann das Institut für Rechtsmedizin der Goethe-Universität und der Fachbereich Biologie der Universität Campinas die Ausrichter. Aber ich war der „DJ“ und habe fast alle Sessions geleitet – das wäre mir zu dünnes Eis gewesen, die Sachen live von verschiedenen Orten aus zu starten und zu hosten. Wir hatten unterschiedliche Kategorien an Beiträgen von Workshops über geladene (längere) und normal eingereichte (kürzere) Vorträge bis hin zu „Postern“, die letztlich aus ein bis zwei Powerpoint-Folien bestanden.

Überraschende Einblicke

Bis auf die Workshops wurde fast alles im MP4-Format vorab zugeschickt und dann von meinem Rechner zur gegebenen Zeit live gestartet – das hat wirklich sehr gut geklappt und die wenigen echten Live-Events haben das ein wenig aufgelockert. Aber LIVE beinhaltet eben auch das eine oder andere Risiko: Ich habe einmal eine Präsentation vom Vortag erneut gestartet und wurde im Chat auf diesen Fehler hingewiesen; mein polnischer Kollege, der einen Workshop leiten sollte, ist mit den Zeitzeilen durcheinandergeraten und



PD Dr. Jens Amendt arbeitet als Entomologe in der Rechtsmedizin der Goethe-Universität. Er ist Präsident des DWCFE (Digital World Congress of Forensic Entomology). Foto: Privat

wollte starten, als alle Teilnehmer schon wieder deprimiert den „Raum“ verlassen hatten (wir haben das dann einfach eine Woche später nachgeholt). Ich hatte einmal vergessen, den Ton meines Rechners auszustellen, als ich zweifelt eine „verschobene“ Präsentation gesucht habe. Da ist mir das „F-Wort“ rausgerutscht – das ist mir dann klar geworden, als ich anschließend in die ganzen Gesichter auf meinem Bildschirm sah. Mein amerikanischer Kollege fragte dann, ob das Wort in Deutschland dieselbe Bedeutung wie in den Staaten hätte. Einem Kollegen musste ich Bild und Ton deaktivieren, der

ist zwischendurch wohl mal auf die Toilette gegangen und hatte vergessen, seinen Handy-Zugang zu deaktivieren. Mein Kollege aus Hamburg musste zwischendurch nach Hause, wollte aber nichts verpassen und hat sein Handy inklusive Kamera auf der Lenkstange seines Rades fixiert. Es war spannend (und ein wenig ablenkend ...), ihn auf seiner Heimfahrt mit wehenden Haaren durch Hamburger Schmuttelwetter zu begleiten. Unterschätzt habe ich den „Pausen-Faktor“. Zum einen wollte ich jedem eine Plattform zur Präsentation bieten, zum anderen hatte ich Sorge, dass Pausen zum (endgülti-

gen) Verlassen des Raums führen könnten. Aber drei bis vier Stunden nahezu ohne Pause war schon eine Ansage ...

Kein Ersatz für eine Präsenzveranstaltung

Mit Sicherheit war das nicht die letzte Veranstaltung ihrer Art. Es hat Lust auf mehr gemacht. Die Präsenzveranstaltung, vor allem die kleine Fragerunde oder das persönliche Gespräch in der Pause oder am Abend in der Kneipe, das alles kann die digitale Form nicht ersetzen, es geht sicher auch Spontantät verloren. Darüber hinaus ist es ambitioniert, Menschen aus Brasilien oder China in ihren jeweiligen Zeitzeilen gleichzeitig an den Bildschirm zu bekommen. Zugleich war es aber auch faszinierend für den wissenschaftlichen Nachwuchs, zwei bis drei große Namen beziehungsweise die dahinter sich versteckenden Menschen nicht nur mittels ihrer Publikationen, sondern endlich mal „live“ am Bildschirm zu Hause zu erleben. Ein Kollege ist über 80 und lebt auf Hawaii: Der wird nicht mehr nach Europa fliegen, aber digital kann er diese Reise unternehmen. Man kann plötzlich also in seinem Arbeits- oder Wohnzimmer Gespräche mit Kollegen aus Australien oder Kolumbien führen, die man sonst vielleicht nie persönlich kennengelernt hätte, und Forschungsprojekte planen.

Jens Amendt

Treffen von Gründungsinteressierten: Goethe Startup School

Im Oktober 2020 hat zum ersten Mal die Goethe Startup School auf dem Campus Westend der Goethe-Universität Frankfurt stattgefunden. Auf dem zehntägigen Programm standen Keynotes (Role Models & Experteninsights) und Workshops sowie ein Location-Hopping in der Frankfurter Gründerszene. Dabei wurde Wissen rund um die Themen Ideenentwicklung, Verwertung von Forschungsergebnissen, Finanzierung und Förderung von Gründungsideen sowie Innovationsmethoden vermittelt.

20 ausgewählte Gründungsinteressierte aus verschiedenen Fachbereichen hatten dabei die Möglichkeit, das elementarste Wissen rund um die eigene Unternehmensgründung praxisnah von renommierten Experten mit auf den Weg zu bekommen. Für diejenigen, die keinen Platz bekommen hatten, gab es zusätzlich die Möglichkeit, einige der Vorträge online zu verfolgen. Insgesamt haben sich 24 Experten aus verschiedenen Bereichen an der Goethe Startup School beteiligt. Referenten wie Dr. Thomas Funke (TechQuartier), Daniel von Wedel (Angel Investor), Dr. Kirstin Schilling (Innovectis GmbH) und Dennis Schmolzki (CEO & Founder of Emma – The Sleep Company) haben ihre Erfahrung und Expertise mit den Gründungsinteressierten geteilt und hatten auch stets ein offenes Ohr für die Ideen und Fragen unserer Teilnehmer.

Initiator der Goethe Startup School ist Andres Felipe Macias vom universitären Tochterunternehmen Innovectis und Leiter des Gründungszentrums Goethe-Unibator. „Die hohe Anzahl an Anmeldungen für die Goethe Startup School sowie die rege Teilnahme an unseren Online- und Live Sessions bestätigen das wachsende Interesse der Universitätsmitglieder am Thema Existenzgründung. Am meisten hat mich die Heterogenität unserer Gruppe begeistert. Unter den Teilnehmern befanden sich Bachelor- und Masterstudierende sowie Doktoranden und Postdoktoranden aus verschiedenen Fachbereichen. Wir freuen uns bereits jetzt auf die nächste Edition der Goethe Startup School“, sagt Macias.

Für Jakob Hubloher, Student der Politikwissenschaften, waren vor allem die Impulse der anderen Gründer, VC-Firmen und Business Angels, aber auch die Vorträge zum gesetzlichen Rahmen rund um Gründungen interessant. „Ein gelungener Rundumschlag zum Thema Entrepreneurship“, fasst Jakob zusammen. Zusammen mit seinem Mitgründer Marwin Grundel, Informatikstudent, hat er sich auch für das Unibator-Startup-Programm beworben und hofft auf einen Platz im Programm.

Das Programm besteht hauptsächlich aus Coaching, Mentoring und einer Vielzahl an Workshops. Der Unibator stellt den Grün-

dern außerdem Büroräume und technische Infrastruktur zur Verfügung. Neben dem qualifizierten Team des Goethe-Unibators stehen den Gründern Mentoren und Unibator-Alumni über den gesamten Förderungszeitraum zur Seite.

Auch zwei weitere Teams haben sich im Rahmen der Veranstaltung zusammengefunden und werden ihre ersten Schritte in die Existenzgründung gehen. Für sie steht ohnehin jederzeit die Gründungsberatung des Unibators offen.

Weitere Informationen zum Angebot des Gründungszentrums und zu Innovectis finden Sie unter:

www.innovectis.de

und

www.goetheunibator.de



Foto: Goethe Startup Unibator

Eine Kirche, die sich allen Interessierten öffnet

Kurz nach ihrem Amtsantritt kommt der erste Lockdown, das universitäre Leben ist damit plötzlich ein anderes. Anke Spory übernimmt im Januar 2020 in der ESG die Nachfolge von Ruth Habermann. Mit viel Geduld, aber auch Gespür für die Bedürfnisse der Studierenden in einer Zeit, in der vor allem neue soziale Kontakte kaum zu knüpfen sind, hat sie bereits einige Projekte auf den Weg gebracht: Im Sommer das „Fenster zum Hof“, eine Konzertreihe im Innenhof des Hauses Sioli 7, oder danach die Suppenküche als Ort des Miteinanders, wenn auch mit dem gebotenen Abstand. Die Räumlichkeiten der ESG hat sie für Studierende geöffnet, die in Zeiten geschlossener Gebäude dringend einen analogen Arbeitsplatz suchen.

Anke Spory ist Pfarrerstochter – da liegt die Vermutung nahe, dass ihr Weg von Anfang an vorgezeichnet ist. Doch nach dem Abitur ist sie erfahrungshungrig, macht ein soziales Jahr in Belgien und schreibt sich danach erst einmal für Sozialwissenschaften an der Universität Göttingen ein. Sie zweifelt jedoch an der Studienwahl und spürt, dass sie eine größere Herausforderung reizt: Sie wechselt nach Frankfurt für ein Studium der Theologie. Dass Anke Spory seit Anfang dieses Jahres die neue Studierendenpfarrerin der ESG ist, erscheint so zumindest auf den ersten Blick nur folgerichtig: Die gebürtige Wiesbadenerin kann sich noch gut an die Zeit im AIE-Turm und auf dem quirligen Campus Bockenheim erinnern. Doch der Fachbereich Evangelische Theologie zieht Anfang der 90er Jahre nach Frankfurt-Hausen und teilt sich dort, etwas abgelegen, mit der Kunstgeschichte ein Gebäude. Anke Spory hat die Frankfurter Zeit gleichwohl als sehr lebendig in Erinnerung behalten: „In Frankfurt war das Studium sehr sozialwissenschaftlich ausgerichtet. In einer eher weltlich orientierten, kulturell sehr vielfältigen Stadt kann man als evangelische Theologin den Zuspruch der

Gläubigen nicht als gegeben voraussetzen. Man muss sich aktiv ein eigenes Netzwerk aufbauen.“ Ihr Studium setzt sie dann in Heidelberg fort, in einer Stadt, in der Religion weitaus spürbarer die Gesellschaft prägt.

Als Theologin bei der Deutschen Bank

Was soweit wie ein linearer Lebenslauf anmutet, ist dann doch ein Weg mit vielen Kurven und Umleitungen: Als Spory um 2000 herum ihr Vikariat in Darmstadt abschließt, sieht es nicht gut aus mit freien Stellen in den Pfarrämtern. Die frischgebackene Theologin entscheidet sich für einen Sprung in eine andere Welt und bewirbt sich als Trainee bei der Deutschen Bank. Sechs Jahre arbeitet sie dort in der Personalabteilung, um dann doch wieder den Weg ins Gemeindeamt in Friedberg anzutreten. „Ich habe gemerkt, dass ich für den Bürojob doch nicht geschaffen bin.“ Allerdings möchte sie die Zeit in der Bank nicht missen, empfindet den Kontakt mit Ökonomen und Juristen als sehr befruchtend: „Ich kann mich heute bei Begegnungen mit Menschen aus diesen Berufen viel besser auf ihre Denk- und Kommunikationsformen einstellen.“

Als sie das erste Kind erwartet, entscheidet sie sich gemeinsam mit ihrem Mann für einen Wechsel ins Ausland. In London findet ihr Mann eine Anstellung als Ökonom. „Die Zeit in London hat mir gezeigt, wie offen Kirchen sein können: Mein liebstes Erlebnis war in der Westminster Abbey, wo vor dem Gottesdienst die Besucher mit warmen Worten empfangen werden. Niemand wird dort zu einem Glaubensbekenntnis genötigt.“

Spory nutzt die Zeit neben der Kinderbetreuung, um eine Promotion an der Universität Hamburg auf den Weg zu bringen. Ihr Thema lautet „Familie im Wandel“. Sie untersucht die theologischen Positionen im 20. Jahrhundert zum Zusammenleben von Mann und Frau. „Dass die Kirche lange Zeit Ehe und Familie als gottgegeben betrachtet

Anke Spory ist seit diesem Jahr die neue Pfarrerin der Evangelischen Studierendengemeinde. Die promovierte Theologin ist Alumna der Goethe-Universität. Sie hat Erfahrungen an vielen Orten und in unterschiedlichen Arbeitswelten gemacht.



Mag das inspirierende intellektuelle Klima auf dem Campus: Dr. Anke Spory, Pfarrerin der Evangelischen Studierendengemeinde (ESG) und promovierte Theologin, vor dem Adorno-Denkmal. Foto: Frank

hat, ist weder exegetisch noch historisch zu halten“, betont Spory. In der Bibel träten sehr heterogene Formen des Zusammenlebens auf. Die bürgerliche Ehe sei geschichtlich gerade einmal 200 Jahre alt, damit müsse sich die Kirche auseinandersetzen. Hat die Forschung ihr Verständnis als Pfarrerin geprägt? „Ja, ich denke, die nüchtern-rationale Betrachtung vieler Dinge ist ein wichtiger Baustein meiner beruflichen Identität. Ich bin aber keine Religionswissenschaftlerin, sondern Theologin. Ich gehöre einer Kirche an und initiere Formen des Glaubens, die ich selber vorlebe.“

Gemeinschaft in Corona-Zeiten

Spory ist es wichtig, dass sie als Pfarrerin auf die Menschen zugeht,

ihre Lebensformen und -räume kennt. „Als Pfarrerin in Gonzenheim habe ich viele Gespräche sogar im Supermarkt geführt“, erzählt sie. Dort trifft sie beispielsweise Leute, deren Partner sie beerdigt hat oder deren Kinder von ihr konfirmiert wurden. „Von sich aus hätten die Menschen mich sicher nicht angesprochen. Nach meinem Selbstverständnis möchte ich mit Menschen meiner Gemeinde ein Stück weit gehen.“ Dass die Studierenden immer nur für eine begrenzte Zeit Teil der Hochschulgemeinde sind, schreckt sie nicht ab. Das kennt sie auch aus ihrer Zeit als Gemeindepfarrerin. „Nicht nur die Kerngemeinde zählt.“ Ganz begeistert ist Anke Spory von der Gemeinschaft, die bei der Suppenküche entstan-

den ist. „Studierende ganz unterschiedlicher Fachrichtungen kommen dabei ins Gespräch, lernen sich kennen und verabreden sich.“ Seit dem zweiten Lockdown muss dieser wöchentliche Termin ruhen, was Spory sehr bedauert. Aber die Pfarrerin plant bereits ihre nächste ESG-Schreibwerkstatt, die per Zoom stattfinden kann. Spory hat sich zusätzlich in Poesie- und Bibliothekstherapie ausbilden lassen und bietet unter anderem Kurse zum biografischen Schreiben an. Im nächsten Kurs wird es darum gehen, mit den Teilnehmenden das Schreiben eines Tagebuches zu versuchen. „Das Tagebuchschreiben hat eine lange theologische Tradition. Wir wollen das als stützende Methode nutzen, um sich selbst besser zu verstehen – jenseits der schnelllebigen Posts in Social Media“, erklärt sie.

Die Zusammenarbeit der Hochschulgemeinden auf dem Campus empfindet sie als ausgezeichnet. Mit dem gemeinsam getragenen „Haus der Stille“ gebe es einen Ort, an dem Vielfalt gelebt werden könne. Das zehnjährige Jubiläum des Ortes, das im November anstand, fiel leider auch Corona zum Opfer.

Nächstes Jahr soll in Frankfurt der Ökumenische Kirchentag stattfinden. Gemeinsam mit der Katholischen Hochschulgemeinde plant man bereits ein Programm, das unter dem Motto „Vergegenwärtigen – Erkennen – Handeln“ einen Beitrag zur Auseinandersetzung mit dem Holocaust und der Judenverfolgung in Frankfurt liefern soll. Falls bis dahin wegen Pandemie nur eingeschränkt öffentliche Veranstaltungen möglich sind, wird das Programm auf den Campus verlagert.

Einen lebendig(er)en Campus wünscht sich Anke Spory ohnehin: „Die Universität sollte nicht nur ein Lernraum, sondern auch ein Lebensraum sein“, betont sie. Dass Veranstaltungen in Präsenz und nicht nur digital stattfinden, ist im Augenblick zwar kaum möglich, aber sie hofft auf das nächste Jahr. Dann sollen in den Hof von Sioli 7 auch wieder Konzerte und die Suppenküche zurückkehren. df

Arundhati Roy liest an der Goethe-Universität

Die indische Schriftstellerin ist virtuell zu Gast in der Vorlesungsreihe In Transition.

Arundhati Roy ist Autorin des 1997 veröffentlichten preisgekrönten Bestsellers „Der Gott der kleinen Dinge“, in dem sie die Beziehungen zwischen Kastensystem, Klassengesellschaft, Kapitalismus und Imperialismus thematisiert. In den Jahren zwischen der Veröffentlichung ihres ersten und zweiten, von der Kritik gelobten Romans, der zwei Jahrzehnte später erschien, schrieb sie vor allem literarische und politische Essays und konfrontierte die indische Gesellschaft mit unterschiedlichen

Themen: religiöse Verfolgung, wirtschaftliche Ungleichheiten, Kasten- und Klassenhierarchien, die Ausbeutung natürlicher Ressourcen und die damit einhergehende Enteignung von Kleinbauern unter dem Deckmantel der Entwicklung.

Ihr umfangreiches nonfiktionales Werk – „Die Politik der Macht“, „Aus dem Workshop der Demokratie“ unter anderen – sowie ihr zweiter Roman „Das Ministerium des äußersten Glücks“ legen dar, wie Kapitalismus und Privatisierungen die Demokratie untermi-

nieren, die Umwelt zerstören und den Klimawandel unumkehrbar vorantreiben. Sowohl ihre Romane als auch ihr nonfiktionales Werk sind Inhalt lebendiger, zum Teil hitziger wissenschaftlicher Debatten sowohl innerhalb als auch außerhalb Indiens. Ihre Werke werden heute in mehr als vierzig Sprachen gelesen. Roy ist eine fortwährende Kritikerin von Kommunalismus und Majoritarismus in der indischen Politik. Ihr prägnante Analyse des Graswurzelfaschismus und des ideologischen Nährbodens, den dieser braucht, um in der indischen Gesellschaft und andernorts zu gedeihen, bildet die Grundlage für ihr jüngstes Werk „Azadi – Freedom, Fascism, Fiction“ (2020).

Am 22. Januar wird die indische Schriftstellerin Arundhati Roy in der renommierten „In Transition“-Vorlesungsreihe des Instituts für England- und Amerikastudien zu Gast sein. In der Zoom-Veranstaltung „The Syntax of Everyday Injustice“ (22. Januar von 10 bis 12 Uhr) wird Roy aus ihrem neuen Werk lesen, welches dann auch die Basis für das anschließende Gespräch bildet. Die Veranstaltung, die von Dr. Pavan Malreddy, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für England- und Amerikastudien, moderiert wird, findet in englischer Sprache statt. Die Vorlesungsreihe „In Transition – Frankfurt Lectures in Literary and Cultural Studies“ ist ein internationales und transdisziplinäres

Angebot. Zweimal pro Semester präsentieren führende Wissenschaftler der englischsprachigen Welt ihre neuesten Forschungsergebnisse aus den Bereichen Amerikastudien, Englandstudien und Anglophone Literaturen und Kulturen. Seit sie 2016 ins Leben gerufen wurde, waren Forscher aus internationalen erstklassigen Universitäten in Großbritannien (Oxford, Cambridge), den USA (Columbia, Chicago), Australien (Monash University) und Indien (North Bengal) zu Gast.

Anmeldungen für die Veranstaltung per E-Mail an
pavanmalreddy@protonmail.com

Über den Tellerrand hinaus

Die Wissenschaftliche Gesellschaft fördert das interdisziplinäre Gespräch

Auf den ersten, oberflächlichen Blick wirkt diese handverlesene Schar von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern wie aus der Zeit gefallen: Die „Wissenschaftliche Gesellschaft an der Goethe-Universität“ ist in ihrer heutigen Rechtsform 90 Jahre alt, also nur wenig jünger als die Universität, der sie nahesteht. Sie beschreibt sich selbst auf ihrer Website als Zusammenschluss von „Gelehrten“, als Ziel nennt sie die „Pfleger der Wissenschaften“ – kein Wort von „exzellenter Spitzenforschung an vorderster Front“, vom „nationalen und internationalen Wettstreit um die besten Köpfe“, von „allerneuesten technologischen Entwicklungen“.

Ihre Aufnahmekriterien sind äußerst streng: Es wird nicht einfach Mitglied, wer sich für Wissenschaft interessiert. Es wird noch nicht einmal automatisch Mitglied, wer den Ruf auf eine Professur an der Goethe-Universität angenommen hat. „Zwar sind die meisten unserer Mitglieder Professorinnen und Professoren der Goethe-Universität“, sagt Herbert Zimmermann, emeritierter Professor für Neurowissenschaften und Vorsitzender der Wissenschaftlichen Gesellschaft, „aber das ist keine Voraussetzung – wir haben beispielsweise Mitglieder aus dem Städel und der Römisch-Germanischen Kommission sowie von anderen hessischen Universitäten.“

Dennoch selektiere die Gesellschaft bei der Aufnahme neuer Mitglieder sehr stark, stellt Zimmermann klar und erläutert das Prozedere: „Jedes unserer Mitglieder kann andere Wissenschaftler vorschlagen, die sie oder er für geeignet hält.“ Der Vorstand filtere die Vorschläge und hole zwei Gutachten über die Kandidatin, den Kandidaten ein, von anderen Mitgliedern ebenso wie von externen Sachverständigen. „So können unsere Mitglieder beurteilen, ob die wissenschaftliche Leistung der, des Vorgeschlagenen wirklich eine Erweiterung und Vertiefung unseres Wissens darstellt – das fordert unsere Satzung“, fährt Zimmermann fort; anschließend stimmen die Mitglieder über die Aufnahme ab.

Begrenzte Mitgliederzahl

Derzeit sind es 89 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die dieses Prozedere „erfolgreich durchlaufen“ haben. Satzungsgemäß können noch 11 dazukommen, weil die Anzahl der Mitglieder auf 100 begrenzt ist. Diese Regel habe schon lange Zeit bestanden, als er selbst sich der Wissenschaftlichen Gesellschaft angeschlossen habe, sagt Zimmermann, „vermutlich wurde sie eingeführt, damit der Kreis der Teilnehmer übersichtlich bleibt und die einzelnen Mitglieder sich aktiv in die Gesellschaft einbringen.“

Sie treffen sich (außerhalb der Semesterferien) einmal im Monat, und eine/einer von ihnen spricht über einen selbstgewählten Aspekt des eigenen Spezialgebietes. „Dabei sollen die Vortragenden so sprechen, dass die Mitglieder anderer Fachrichtungen verstehen, wovon die Rede ist. Im Anschluss an den Vortrag soll sich schließlich eine Diskussion über das Gehörte ergeben“, kommentiert Zimmermann. Zum Beispiel erinnert sich die Jura-Professorin Katja Langenbucher daran, wie sie ankündigte, über das „Insiderhandelsverbot“ sprechen zu wollen, also über ein kapitalmarktrechtliches Thema, dem die anderen Mitglieder zunächst ausgesprochen skeptisch begegneten. Ihr Vortrag sei dann aber sehr gut aufgenommen worden und



Albrecht Bethe (1872 – 1954), erster Präsident der Wissenschaftlichen Gesellschaft nach ihrer Einrichtung in der heutigen Rechtsform im Jahre 1931. Bethe war Begründer (1915) des Physiologischen Instituts in der medizinischen Fakultät. 1937 wurde er von den Nazis als »jüdisch versippt« aus der Universität verbannt, 1945 rehabilitiert.

Foto: © courtesy of the Universität Louis-Pasteur/ResearchGate

habe den Auftakt zu einer langen Diskussion gebildet.

„Wir spezialisieren uns mit unserer Forschung immer mehr“, gibt Langenbucher zu bedenken. Umso wichtiger findet sie den interdisziplinären Austausch, den die Wissenschaftliche Gesellschaft anregt, und stimmt darin mit dem Philosophie-Professor Marcus Willaschek überein. Der ist begeistert über die Möglichkeit, mit interessanten Kolleginnen und Kollegen aus anderen Fächern ins Gespräch zu kommen – im regulären Uni-Alltag bleibe nur wenig Zeit, über den Tellerrand des eigenen Fachs hinauszuschauen: „Es ist toll, auf diese Weise Fächer kennenzulernen, von denen man gar nicht wusste, dass es sie gibt“, sagt Willaschek. Zum Beispiel habe ihn fasziniert, was kürzlich die Mykologin Meike Piepenbring über Pilze und die mykologische Forschung in Afrika berichtet habe.

Einheit und Eigenständigkeit

Auch diese empfindet es als bereichernd, durch die Vorträge und Diskussionen Einblicke in Disziplinen jenseits des eigenen Spezialgebietes zu erhalten. Für erfolgreiches Publizieren und das Einwerben von Drittmitteln sei es nun mal unabdingbar, auf einem eng abgesteckten Wissensgebiet Expertise zu besitzen. „Da genieße ich die Diskussionen in der Wissenschaftlichen Gesellschaft“, betont Piepenbring, „weil sie mir helfen, den Blick auf größere Zusammenhänge nicht zu verlieren.“ In ihren eigenen Beiträgen nutze sie die Gelegenheit, Themen angrenzender Wissenschaftsdisziplinen anzusprechen und von den Fachleuten mehr darüber zu erfahren, fügt Piepenbring hinzu, „daraus können auch interdisziplinäre Kooperationen entstehen.“

Die Zusammenarbeit verschiedener Wissenschaftsdisziplinen ist umso leichter möglich, als die Wissenschaftliche Gesellschaft nicht in Klassen oder Sektionen eingeteilt ist – im Gegensatz zu vielen Akademien, die sich ebenfalls für die Pflege der Wissenschaften einsetzen (beispielsweise die Deutsche

Akademie der Naturforscher Leopoldina oder die wissenschaftlichen Akademien verschiedener Bundesländer) und an denen es typischerweise eine mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse, eine geistes- und sozialwissenschaftliche Klasse und eine Klasse der Literatur und der Musik gibt. „In Frankfurt wurde die Wissenschaftliche Gesellschaft bewusst nicht so organisiert“, erläutert Herbert Zimmermann, „weil die Einheit der Wissenschaft gewahrt werden soll.“

Noch etwas soll gewahrt werden: die Eigenständigkeit der Wissenschaftlichen Gesellschaft. Sie finanziert sich selbst. Nicht durch Mitgliedsbeiträge, sondern durch Spenden und Zuwendungen, die teils von Mitgliedern, teils von externen Förderern und von einem Industrieunternehmen stammen, in der Vergangenheit zeitweise auch vom Land Hessen und der Stadt Frankfurt gezahlt wurden und in Zeiten höherer Zinsen zu einer Vermögensgrundlage angewachsen sind. Dazu kommt die Unterstützung durch die Goethe-Universität, sowohl finanziell als auch mit einem Raum für die Geschäftsstelle – „das Gehalt für die dort tätige Kraft muss die Wissenschaftliche Gesellschaft allerdings selbst aufbringen“, schränkt Zimmermann ein.

Er beschreibt, wie die Gesellschaft sich nicht nur durch Vorträge und Diskussion ihrer Mitglieder für die Pflege der Wissenschaft einsetzt: „Früher haben wir häufig aufstrebende Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler unterstützt, indem wir einen Zuschuss zur Veröffentlichung ihrer Habilitationsschriften gegeben haben.“ Heute bestehe die Unterstützung insbesondere in dem Förderpreis, den die Gesellschaft an herausragende junge Forscherinnen und Forscher verleiht, die schon die ersten Sprossen der Karriereleiter emporgeklettert sind.

Aber die Wissenschaftliche Gesellschaft kümmere sich nicht nur um Top-Nachwuchslleute, und sie verkrieche sich nicht im Elfenbeinturm: „Sie tritt an die Frankfurter Öffentlichkeit, wenn ihre Mitglieder an den ‚Römerberg-Gesprächen‘ teilnehmen“, sagt Zimmermann, „außerdem lehren sie an der ‚Universität des dritten Lebensalters‘ und tragen bei der ‚Frankfurter Bürger-Universität‘ vor.“

Und wenn die Gesellschaft so wie zum Beispiel 2019 auf Plakaten in der Stadt bekanntgibt, dass es in einer öffentlichen Veranstaltung um „Evidenz in der Wissenschaft“ geht, ist kein Gedanke an „aus der Zeit gefallen“.

Stefanie Hense

Impressum

Herausgeber

Die Präsidentin der Goethe-Universität
Frankfurt am Main
V.i.S.d.P. Dr. Olaf Kaltenborn (ok)

Redaktion

Dr. Dirk Frank (df)
frank@pww.uni-frankfurt.de

Abteilung PR und Kommunikation

Theodor-W.-Adorno-Platz 1
60323 Frankfurt am Main
Fax (069) 798-763 12531
unireport@uni-frankfurt.de
www.uni-frankfurt.de

Mitarbeiter dieser Ausgabe

Dr. Stefanie Hense, Ulrike Jaspers,
Natalia Zajić, Dr. Anke Sauter,
Imke Folkerts, Pia Barth, Anja Störiko

Anzeigenverwaltung

CAMPUSERVICE
Axel Kröcker
Rossertstr. 2
60323 Frankfurt am Main
Telefon (069) 715857-124
Fax (069) 715857-20
akr@uni-frankfurt.campuservice.de

Gestaltung

Nina Ludwig M. A., Goethe-Universität Frankfurt
Mitarbeit: Peter Kiefer Mediendesign, Frankfurt
Dagmar Jung-Zulauf, Medienwerkstatt, Niddatal

Korrektorat

Ariane Stech, Meckenheim
arianestech@yahoo.de

Druck

Frankfurter Societäts-Druckerei
Druckzentrum Mörfelden
Kurhessenstraße 4–6
64546 Mörfelden-Walldorf

Vertrieb

HRZ Druckzentrum der Universität
Senckenberganlage 31
60325 Frankfurt am Main
Telefon (069) 798-23111

Der UniReport ist unentgeltlich. Für die Mitglieder der VFF ist der Versandpreis im Mitgliedsbeitrag enthalten. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung des Herausgebers und der Redaktion wieder. Der UniReport erscheint in der Regel sechs Mal pro Jahr. Die Auflage von 15 000 Exemplaren wird an die Mitglieder der Universität Frankfurt verteilt. Für unverlangt eingesandte Artikel und Fotos wird keine Gewähr übernommen. Die Redaktion behält sich Kürzungen und Angleichungen an redaktionelle Standards vor. Urheber, die nicht erreicht werden konnten, werden wegen nachträglicher Rechteabgeltung um Nachricht gebeten.



Rechtsstaatlichkeit »unter Druck und in großer Gefahr«

Die brasilianische Juraprofessorin
Flavia Portella Püschel zur Situation in ihrem Land

UniReport: Frau Professorin Portella Püschel, wie leben Sie und Ihre Familie während der Corona-Pandemie in der Metropolenregion São Paulo mit ihren 18 Millionen Einwohnern?

Flavia Portella Püschel: Wir machen uns weiter große Sorgen, denn die Zahlen der Corona-Opfer sind immer noch sehr hoch. Seit Mitte März bleiben wir zu Hause. Raus gehen wir nur zum Einkaufen oder um meine Eltern zu besuchen. Wir hatten einen monatelangen Lockdown, aber zurzeit gibt es in São Paulo fast keine Einschränkungen mehr. Es gilt immer noch Maskenpflicht. Unsere zweijährige Tochter geht seit dem 9. November endlich wieder in den Kindergarten.

Sie sprechen perfekt Deutsch, haben einen Teil Ihrer Kindheit in der Nähe von Aachen verlebt, Ihr Großvater war Deutscher. Später haben Sie an der Münchner Uni für Ihre Promotion geforscht. Wäre eine akademische Karriere in Deutschland auch ein denkbarer Weg gewesen?

Ja und nein! Die Zeit, die ich in Deutschland verbracht habe, war sehr anregend und zentral für meine Ausbildung. Außerdem war das auch eine sehr glückliche Zeit für mich. Ich habe mich in Deutschland immer wie zu Hause gefühlt. Auf der einen Seite wäre ich also sehr gerne geblieben. Auf der anderen Seite aber fühle ich mich sehr mit Brasilien verbunden, und die brasilianischen Probleme sind eigentlich das, was mich zum Jura-Studium bewegt hat. Nicht zuletzt muss man auch sagen, dass die akademische Laufbahn in Deutschland, zumindest in den Rechtswissenschaften und zu jener Zeit, Ausländern nicht besonders offenstand.

Als junge Wissenschaftlerin hatten Sie das Glück, in kleiner Runde an einer Veranstaltung mit Jürgen Habermas teilzunehmen. Berichten Sie uns davon!

Das war eine Masterclass am Max-Planck-Institut für ausländisches öffentliches Recht und Völkerrecht, die 2013 in Heidelberg stattfand – also nach meiner Zeit als Visiting Scholar und Fellow am Exzellenzcluster. Sie stand in Beziehung zu meinem damaligen Forschungsprojekt. Es war sehr interessant, weil man im kleinen Kreis diskutieren konnte. Außerdem hat Professor Habermas jedem Teilnehmer die Möglichkeit gegeben, mit ihm auch im Einzelgespräch das eigene Forschungsprojekt zu besprechen.

In meinem Projekt – das noch nicht abgeschlossen ist – geht es um die juristische Verantwortung von Organisationen. Wegen der großen Macht, die Organisationen heute haben, ist es wichtig, die Verantwortung solcher autonomen Wesen klar zu regeln. Ansonsten können diese Organisationen ein großes Risiko sowohl für die Freiheit der Individuen als auch für die Demokratie darstellen. Ziel meiner Arbeit ist es also zu hinterfragen, unter welchen Umständen es möglich ist, Organisationen die Fähigkeit autonomen Handelns zuzuordnen, und ob es somit angebracht ist, sie als verantwortungsfähige

Wesen zu behandeln. Die Diskurstheorie, wie sie von Habermas vertreten wird, hat ein großes Potenzial, um die Verantwortung im Recht zu begründen. Allerdings hat meine bisherige Arbeit auch gezeigt, dass die Existenz von rationalen kollektiven Wesen eine Überarbeitung der Theorie selbst verlangt.

Finden die meisten Veranstaltungen bei Ihnen wie an der Goethe-Uni virtuell statt? Wie hat sich der Alltag an Ihrer Universität mit circa 450 Jura-Studierenden verändert?

An der Juristischen Fakultät der FGV finden seit März überhaupt alle Veranstaltungen virtuell statt. Es ist trotzdem sehr viel los. Die FGV hat sehr schnell reagiert, und die Umstellung hat sehr gut funktioniert.



Ihre Kollegin, die Venezolanerin Prof. Mariela Morales Antoniazzi, Wissenschaftlerin am Max-Planck-Institut für ausländisches öffentliches Recht und Völkerrecht, erklärte jüngst in einem Beitrag des Magazins »Max Planck Forschung« »Lateinamerika zu einem Notstandsgebiet der politischen Moral«. Würden Sie dem beipflichten?

Ja, das trifft auf Brasilien auch zu. Aber ich würde sagen, dass ein solcher Notstand eigentlich nicht neu ist. Immer wieder werden große Korruptionsaffären aufgedeckt, ohne dass man sie bislang durch rechtliche oder politische Maßnahmen verhindern konnte.

Die südamerikanischen Verfassungen gelten als sehr fortschrittlich, so sind die Menschenrechte klar verankert, aber auch soziale Grundrechte. Nichts als Papier?

Vieles ist eben nichts als Papier geblieben. Vieles hat sich aber doch verwirklicht, oft durch Klagen beim „Supremo Tribunal Federal“, dem brasilianischen Verfassungsgericht. Vor allem bei Rechten von Frauen und sozialen Minderheiten – Homosexuelle, Afrobrasilianer – wurden durch Verfassungsklagen wichtige Fortschritte erzielt. Durch die Corona-Krise wurde zum Beispiel anerkannt, wie wichtig das Sistema Único de Saúde (SUS), das allgemein zugängliche Gesundheitswesen, ist, das in der Verfassung festgeschrieben wurde.

Prof. Flavia Portella Püschel PhD

war von Februar bis Juli 2011 Fellow am Forschungskolleg Humanwissenschaften in Bad Homburg. Als Visiting Scholar des Exzellenzclusters »Normative Orders« arbeitete sie zusammen mit Klaus Günther, Professor für Rechtstheorie. Flavia Portella Püschel, die an der größten öffentlichen Universität Südamerikas, der Universidade de São Paulo, Rechtswissenschaften studiert und auch dort promoviert hat, ist seit 2004 Professorin für Privatrecht an der Escola de Direito de São Paulo der Stiftung Getulio Vargas (FGV), eine der auch international anerkannten Privatuniversitäten in Brasilien. Schwerpunkte ihrer Forschung sind das Haftungsrecht und die Theorie der Verantwortung im Recht. Foto: privat

Wie nehmen die Studierenden die Situation an? Wie klappt die Kommunikation?

Die Studierenden haben die Situation ganz tapfer angenommen. Sie würden natürlich lieber persönlich Vorlesungen und Seminare besuchen können und fühlen sich durch die lange Zeit vor dem Bildschirm oft sehr müde, aber machen trotzdem mit. Für Lehrkräfte ist es auch nicht gerade einfach, muss ich zugeben. Aber ich habe auch viel gelernt. Ich habe sogar selber Zeichentrickfilme gemacht, um die virtuellen Vorlesungen interessanter zu gestalten.

Der internationale Austausch ist für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler von enormer Bedeutung, zurzeit können Kongresse meist nur virtuell stattfinden. Wie fühlt sich das für Sie an?

Virtuelle Kongresse sind nicht ideal, denn oft sind gerade informelle Gespräche, die man zum Beispiel in der Kaffeepause führt, die wahre Gelegenheit, sich über gemeinsame Forschungsinteressen auszutauschen. Trotzdem haben virtuelle Kongresse auch eine gute Seite: Die Teilnahme wird weniger aufwendig, so dass mehr Menschen an mehr Veranstaltungen beteiligt sein können.

Sie forschen und lehren an einer privaten Universität, damit sind Sie nicht unmittelbar betroffen von den Einsparungen an den staatlichen Universitäten. In den Geistes- und Sozialwissenschaften wurde bis zu einem Drittel der Mittel gekürzt – eine der ersten Maßnahmen des brasilianischen Präsidenten Jair Bolsonaro. Wie ist die Lage an den staatlichen Universitäten? Was hören Sie von Ihren Kolleginnen und Kollegen?

Die Lage war schon wegen der wirtschaftlichen Krise nicht gut und hat sich unter Bolsonaro weiter verschlechtert. Das ist für die Unis, die vom Bund finanziert werden, besonders schlimm, aber auch für alle Forscher – vor allem die Promovierenden. Viele sind auf Finanzierung vom CNPq, die wichtigste Stiftung für die Förderung von Wissenschaft in Brasilien, angewiesen. Und diese Stiftung ist abhängig vom Ministerium für Wissenschaft, Technologie, Innovation und Kommunikation. Das Schlimmste sind aber die Einschüchterungsmethoden, die typisch für autoritäre Regimes sind und von der Bolsonaro-Regierung eingesetzt werden. Ein Beispiel dafür ist das Namenverzeichnis, das vom Justizministerium zusammengesetzt wurde und in dem auch Universitätsprofessoren genannt werden, die zu einer angeblichen „antifaschistischen Bewegung“ gehören. Insgesamt wächst der Druck auf Andersdenkende, indem die Regierung keine klare Position bezieht, wenn diese Politiker

oder Aktivisten angegriffen oder gar ermordet werden. Hier nur ein Beispiel, das weltweit Beachtung fand – die Ermordung der linken Politikerin Marielle Franco, die gegen die Kriminalisierung der Favelas gekämpft hat. Ermittlungen legen inzwischen sogar eine Nähe von Bolsonaros Sohn zu einer Miliz offen, die in Marielles Ermordung verwickelt sein könnte.

In Brasilien leben Millionen armer Menschen in den Favelas der Großstädte, ihre Jobs im informellen Sektor sind überwiegend weggebrochen, die Regierung Bolsonaro hat die Corona-Hilfen für Tagelöhner, Einkommensschwache und Arbeitslose inzwischen halbiert. Wie nehmen Sie in São Paulo die Aktivitäten von NGOs, aber auch Privatinitiativen wahr, die versuchen, diesen Menschen zu helfen?

Ich bekomme es eigentlich nur durch die Presse und die Sozialen Medien mit. Aber es verwundert nicht, dass die krasse Ungleichheit, die es in der brasilianischen Gesellschaft schon immer gegeben hat, durch die Corona-Krise noch schlimmer wird. Es gibt zum Glück viele NGOs und Privatinitiativen, die sich engagieren. Doch das ist nur ein Tropfen auf den heißen Stein.

Wie steht es um die Rechtsstaatlichkeit in Brasilien?

Nach meiner Meinung: unter Druck und in großer Gefahr. Wie sich die brasilianische politische Krise weiterentwickelt, wird in großem Maße vom Supremo Tribunal Federal abhängen. Das Problem ist, dass das Supremo Tribunal Federal in seiner Struktur selbst problematisch ist. Dazu gehören verschiedene Mängel: beispielsweise das Verfahren der Berufung der Richter, die Aufteilung in zwei Senate und die große Macht der einzelnen Richter. So ist das Gericht tatsächlich anfällig, instrumentalisiert zu werden.

Wie wird in der wissenschaftlichen Community darüber diskutiert?

Unter Juristen wird das Supremo Tribunal Federal schon lange dafür kritisiert, dass es oft nicht kohärent entscheidet. Viele Urteile werden von einzelnen Richtern getroffen und weichen in ähnlichen Fällen voneinander ab. Einzelne Richter können es verhindern, dass Fälle überhaupt entschieden werden. Das alles beschädigt die Legitimation und schwächt das Vertrauen in das Gericht.

Fragen: Ulrike Jaspers

Neuer Karriereweg zur Professur

Rückblick auf eine bundesweite Tagung zur Tenure-Track-Professur

Wer sich in Deutschland auf den Pfad einer wissenschaftlichen Karriere begibt, für den entscheidet sich im statistischen Mittel erst im fünften Lebensjahrzehnt, ob das Karriereziel „Professur“ erreichbar ist. Die in Deutschland unter anderem durch das Bund-Länder-Programm zur Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses (Tenure Track) eingeführte Tenure-Track-Professur möchte diese Entscheidung nach vorne verlagern und frühzeitiger verlässliche, an die eigene Leistung gebundene Perspektiven bieten.

Dr. Nicole Thaller, die gemeinsam mit Vizepräsident Prof. Rolf van Dick für die Goethe-Universität verantwortlich für die Vorbereitung der Tenure-Track-Tagung war, resümiert: „Das Besondere an der bundesweiten Tenure-Track-Tagung ist, dass sie die Themen aufgegriffen hat, die wir derzeit auch an der Goethe-Universität, etwa in der AG Wissenschaftliche Karriereförderung, diskutieren und weiterentwickeln wollen“. Bei dem bundesweiten Austausch sowie einem parlamentarischen Abend wurden Fragen nach der Verbreitung und Akzeptanz der Tenure-Track-Professur an deutschen Universitäten, den aktuellen Herausforderungen und Weiterentwicklungsmöglichkeiten, ihrer „katalysatorischen Wirkung“ auf das Wissenschaftssystem insgesamt oder auch ihrer Attraktivität im internationalen Vergleich diskutiert. Nicole Thaller sieht eine ideale Verbindung der Tagungsthemen zur Situation an der Goethe-Universität: „Auch wir sehen bei uns eine Zunahme der Akzeptanz und eine Verbreitung von Tenure Track in unterschiedlichen Fachkulturen und damit ein zunehmendes Einlassen auf den neuen Karriereweg zur Professur.“

Berufungsalter

Das BMBF verbindet mit der flächendeckenden Implementierung der Tenure-Track-Professur auch eine Absenkung des Berufungsalters. Allerdings sei für das BMBF das Programmziel, ein niedrigeres Berufungsalter zu erreichen, bisher nicht erreicht. Hier werden den bisher vorliegenden (vorläufigen) bundesdeutschen Zahlen die rund 36 Jahre bei Berufung auf eine Tenure-Track-Professur mit ihrer sechsjährigen Qualifizierungs- und Bewährungsphase die rund 41 bis 42 Jahre bei einer Habilitation gegenübergestellt. Einige Bundesländer, so auch

Die Tagung **Die Tenure-Track-Professur – Impulsgeberin für das deutsche Wissenschaftssystem** fand als hybrides Format vom 29. bis 30. September 2020 in der Berlin-Brandenburgischen-Akademie der Wissenschaften (BBAW) und online (mit 475 Teilnehmer*innen) statt. Initiiert wurde das Zusammentreffen durch die Goethe-Universität Frankfurt, die Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, die Gottfried Wilhelm Leibniz Universität Hannover, die Friedrich-Schiller-Universität Jena, die Johannes Gutenberg-Universität Mainz sowie den German U15 e.V. und erfuhr eine Förderung durch das BMBF im Kontext des Bund-Länder-Programms zur Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses (BLP TT).

Mehr Informationen unter
<https://tenuretrack-deutschland.de>

Hessen, haben in ihre Landesgesetze bereits eine Sollgrenze für das wissenschaftliche Alter aufgenommen. Kontrovers wurde dieser Punkt durch die anwesenden Universitäten diskutiert. Prof. Rolf van Dick, Vizepräsident der Goethe-Universität, sagte: „Es macht schon einen großen Unterschied, hier bereits sechs Jahre früher eine verlässliche Perspektive zu haben und zu wissen, langfristig beitragen zu können.“

Reizthema Befristung

Ein häufig kontrovers gesehener Punkt ist auch die Befristung von Stellen im wissenschaftlichen Bereich. Beispielsweise von der GEW werde häufig angeprangert, dass 80 Prozent der Stellen der wissenschaftlichen Mitarbeiter*innen befristet seien. Rolf van Dick verweist hier auf die Keynote von Prof. Dr. Reinhard Jahn: Wenn in Deutschland immer darüber geklagt werde, dass ein hoher Prozentsatz des wissenschaftlichen Personals befristete Stellen habe, dann sollte auch berücksichtigt werden, dass Promovierende in den USA und im Vereinigten Königreich in der Regel gar keine sozialversicherungspflichtigen Arbeitsverträge hätten, wie das in Deutschland auf Landesmittel- oder Projektstellen finanziert z. B. durch die DFG der Fall



Foto: © Juliane Henska

sei, sondern in der Kategorie der Studierenden mit Stipendien geführt würden.

Integration in Förderprogramme

Für die Hochschulen sind durch die häufig unzureichende Grundfinanzierung auch das Engagement und die Programme der Wissenschaftsförderorganisationen wichtig. Nicole Thaller formuliert die zentrale Frage: „Welche Rolle können die Wissenschaftsförderorganisationen wie DFG oder VW-Stiftung bei der angemessenen Ausstattung von Tenure-Track-Professuren spielen, wie kann eine Integration in die Förderprogramme erfolgen?“ Erfreulich sei in diesem Zusammenhang, dass Dr. Georg Schütte, Generalsekretär der VolkswagenStiftung, bei der Tagung habe durchblicken lassen, dass sie in diese Richtung denken. Nicole Thaller ergänzt: „Zudem sollten die verschiedenen Förderprogramme miteinander kompatibel sein, beispielsweise das Professorinnen-Programm sollte nicht nur für Regelprofessuren, sondern auch für Tenure-Track-Professuren offenstehen.“ Damit könnte die Implementierung der Tenure-Track-Professur ein erster Schritt zu einer neuen akademischen Kultur werden. Prof. Birgitta Wolff, Präsidentin der Goethe-Universität, nahm in ihrer Eigenschaft als HRK-

Vizepräsidentin für Wissenschaftlichen Nachwuchs an der Podiumsdiskussion des Panels „Die Tenure-Track-Professur als Katalysator im deutschen Wissenschaftssystem“ teil; Vizepräsident Prof. Rolf van Dick begleitete ein Panel zur „Potenzialanalyse“. Dr. Nicole Thaller, im Präsidialbüro der Goethe-Universität zuständig für Grundsatzangelegenheiten und strategische Fragen der wissenschaftlichen Karriereförderung, moderierte im Zuge des zweitägigen Zusammentreffens einen Workshop (Breakout-Session), die sich aus Mitgliedern aus dem gesamten Bundesgebiet zusammensetzt und nun an verschiedenen Fragestellungen wie der internationalen Attraktivität der Tenure-Track-Professur weiterarbeiten wird.



VORLESUNGSBETRIEB IN CORONA-ZEITEN

Auch im Wintersemester 2020/21 werden die meisten Lehrveranstaltungen wie bereits im Sommersemester nur digital durchgeführt. Einige wenige Vorlesungen und Seminare werden unter strengen Hygiene- und Abstandsregeln in Präsenz angeboten. Eine davon ist die „Einführung in die Rechtsphilosophie und Rechtssoziologie“. Wenige Studierende können am Montagmorgen dem Vortrag des Rechtswissenschaftlers Prof. Uwe Volkmann im Hörsaal beiwohnen, dafür verfolgt die Mehrheit der Teilnehmenden den Livestream am heimischen Rechner. Im Hörsaal zeichnet eine Kamera (l.) alles auf, in der Schaltzentrale des Hochschulrechenzentrums (HRZ) im PEG-Gebäude (r.) sorgt der Technische Mitarbeiter Henning Heckmann dafür, dass alles reibungslos funktioniert.

Fotos: Lecher



Kulturwandel statt Lippenbekenntnis

Aktionsplan für die Gleichstellung behinderter und nichtbehinderter Uni-Angehöriger

Vor rund 200 Jahren hat Goethe eigentlich schon alles gesagt: „Es ist nicht genug zu wissen – man muss auch anwenden. Es ist nicht genug zu wollen – man muss auch tun“, heißt es in seinem Roman „Wilhelm Meisters Wanderjahre“. Das hatte auch der „Arbeitskreis Inklusion“ festgestellt, zu dem sich vor Jahren an der Goethe-Universität Studierende, Mitarbeitende verschiedener Institutionen sowie Professorinnen und Professoren zusammengetan haben. Denn die 2006 verabschiedete, 2008 in Kraft getretene „UN-Behindertenrechtskonvention“ sichert Menschen mit Behinderungen das umfassende Recht zu, am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen – auch an der Goethe-Universität besteht dieses Recht allerdings vielfach nur auf dem Papier. Noch.

„Dem Arbeitskreis fiel vor einigen Jahren auf, dass es an unserer Hochschule zwar eine Menge Angebote und Projekte gab, um die Probleme behinderter Menschen im Uni-Alltag zu beseitigen“, berichtet Christoph Trüper, inzwischen Referent für Inklusion in der Personalabteilung der Goethe-Universität. „es fehlte aber an einem systematischen, zugkräftigen Vorgehen, mit dem sich viel mehr erreichen lässt.“ Daraufhin regte das Gleichstellungsbüro an, dass die Goethe-Universität dem Beispiel von rund zehn Prozent der deutschen Hochschulen folgen und sich einen „Aktionsplan Inklusion“ geben solle. In dieser To-do-Liste wären die konkreten Schritte aufgelistet, die auf dem Weg zur tatsächlichen Gleichstellung von behinderten und nichtbehinderten Uni-Angehörigen zu gehen sind.

Die Goethe-Universität ist der Anregung des Gleichstellungsbüros gefolgt: Über drei Jahre hinweg haben sich (koordiniert von Christoph Trüper) rund 50 Mitwirkende aus allen Statusgruppen zu verschiedenen Workshops getroffen, den „Aktionsplan Inklusion“ entwickelt und ihm das eingangs erwähnte „Wilhelm-Meister“-Zitat vorangestellt. Inzwischen ist der Aktionsplan Inklusion fertig, von den Gremien der Universität, also insbesondere von Senat, Präsidium und Hochschulrat, verabschiedet und veröffentlicht – damit ist die Universität eine Selbstverpflichtung eingegangen, an deren Einhaltung sie sich jetzt messen lassen muss.

Vier zentrale Felder

Vera Moser, Professorin für inklusive Pädagogik, lobt: „Die Goethe-Universität beweist hier, dass sie die UN-Behindertenrechtskonvention nicht nur als ein Lippenbekenntnis betrachtet.“ Inklusion gelte hier nicht nur als Fall für die Pädagogik-Forschung, in der es darum gehe, die Konvention theoretisch in den schulischen Alltag zu übersetzen. „Stattdessen fasst sich die Universität an die eigene Nase und überlegt, wie sie ganz praktisch ihren Studierenden und Beschäftigten mit Behinderungen begegnet“, stellt Moser klar und zählt auf: „Der Aktionsplan nennt dementsprechend vier ganz zentrale Felder, auf denen in Sachen Inklusion was passieren muss: Wie müssen Studierende beraten werden, wie lässt sich die Lehre an der Universität barrierefrei gestalten, wie müssen die Beschäftigten unterstützt werden und wie lässt sich bauliche Barrierefreiheit organisieren?“

Auch Kirsten Brandenburg, die sich bei der zentralen Studienberatung der Goethe-Universität um beeinträchtigte Studierende kümmert, erwartet, dass diese infolge des Aktionsplans Inklusion insbesondere von einer besseren Beratungspraxis profitieren: „Ganz wichtig ist, dass die Öffentlichkeits- und Informationsarbeit verbessert wird. Dazu gehört zum einen, dass sich die verschiedenen Stellen, die Beratung für behinderte Studierende anbieten, untereinander vernetzen.“

Als Konsequenz aus dem Aktionsplan Inklusion würden die verschiedenen Beratungs- und Unterstützungsangebote gebündelt und koordiniert; damit würden sie sowohl für Studierende als auch für Lehrende transparenter und besser zugänglich, sagt Brandenburg. „Zum anderen ist es wichtig, dass die Beratung in geeigneter Form angeboten wird“, fügt sie hinzu, „sei es in Online-Formaten oder in Selbsthilfegruppen, und zwar über den gesamten Studienzyklus hinweg: von der Immatrikulation oder sogar vom Ende der Schullaufbahn bis zur Abschlussprüfung.“

Brandenburg hofft, dass es durch die in dem Aktionsplan initiierten Maßnahmen für beeinträchtigte Studierende immer selbstverständlicher wird, Beratung zu suchen und auch die gesetzlich vorgesehenen Hilfen in Anspruch zu nehmen. Bislang stelle sie in der Beratung immer wieder fest, dass be-

troffene Studierende erst spät im Studium Hilfe suchten, obwohl diese ihr gutes Recht sei: „Niemand sollte sich schämen, weil er oder sie Unterstützung braucht“, sagt Brandenburg, „hier kommt es hoffentlich zu einem Kulturwandel, der auch den gesundheitlich eingeschränkten Studierenden ein selbstbestimmtes Studium ermöglicht.“

Beteiligung der Studierenden

Notwendig für diesen Kulturwandel ist, dass die in dem Aktionsplan formulierten Schritte tatsächlich gegangen werden – darauf hoffen insbesondere die an der Entwicklung beteiligten Studierenden: „Im Aktionsplan ist angedacht, dass eine bestimmte Quote von gesundheitlich beeinträchtigten Studierenden als wissenschaftliche Mitarbeiter eingestellt wird. Das wäre für uns ein echter Meilenstein“, sagt Rosa Nero vom Autonomen Inklusionsreferat des AstA. Ebenso wichtig sei es, dass chronisch kranke Studierende sich an einem langen Arbeitsalltag in einer angemessenen Anzahl von Rückzugsräumen mit Lüftungsmöglichkeit ausruhen könnten: „Fensterlose Sanitärräume im Untergeschoss reichen da nicht aus“, betont Nero und nennt zwei weitere wichtige Punkte, die bei der Erarbeitung des Aktionsplans zur Sprache gekommen seien: den barrierefreien Zugang zum IG-Farben-Gebäude auf dem Campus Westend und professionell geleitete Gesprächsgruppen für Studierende mit psychischen Beeinträchtigungen.

Ein wesentlicher Bestandteil des Aktionsplans ist gleich auf dem Titelblatt zu lesen: die konkrete Frist von drei Jahren. Danach soll der Plan evaluiert und anschließend fortgeschrieben werden. Vera Moser, Professorin für inklusive Pädagogik, freut sich darüber: „Mir sind schon Aktionspläne begegnet, die bis zu zehn Jahre lang gelten sollten – da werden also ganz unterschiedliche Zeiträume angesetzt.“ Sie selbst empfehle, solche Fristen nicht zu lang anzusetzen, damit man nötigenfalls umsteuern könne. An der Goethe-Universität sei das mit der Drei-Jahres-Frist problemlos möglich, „Allerdings habe ich hier sehr viele motivierte und kompetente Personen getroffen, und bin deshalb überzeugt, dass die Verwirklichung des Inklusionsgedankens bis dahin ein gutes Stück vorangekommen ist.“

Stefanie Hense

Sabine Andresen erhält »Public Service Fellowship-Preis«

Alfons und Gertrud Kassel-Stiftung lobt Verdienste der Wissenschaftlerin um Aufarbeitung sexualisierter Gewalt gegen Kinder und Jugendliche

Verschwiegen, vertuscht, verdrängt und bagatellisiert wurden lange Zeit die Erfahrungen von Menschen, die in ihrer Kindheit und Jugend sexueller Gewalt ausgesetzt waren. Die Aufarbeitung dieser Gewalt hat sich Prof. Dr. Sabine Andresen, Professorin für Sozialpädagogik und Familienforschung an der Goethe-Universität Frankfurt, zum Ziel gesetzt: in ihren Forschungsbeiträgen sowie in ihrem gesellschaftlichen Engagement als fachkundige Expertin in zahlreichen wissenschaftlichen Gremien. Für dieses Engagement erhält sie nun den „Public Service Fellowship-Preis“ der Alfons und Gertrud Kassel-Stiftung.

„Ich freue mich sehr über diesen Preis, weil er ein gesellschaftliches Thema ernst nimmt, das mir eine Herzensangelegenheit ist und das in die öffentliche Diskussion gehört“, sagt die Frankfurter Familien-

forscherin anlässlich der virtuell durchgeführten Preisverleihung.

„Oft sind es Einzelne, die in unserer Gesellschaft etwas in Bewegung bringen. Dass das Thema Kindeswohl und sexuelle Gewalt gegen Kinder inzwischen auf höchster politischer Ebene gesehen und verhandelt wird – das ist auch Sabine Andresen zu verdanken“, so die Präsidentin der Goethe-Universität, Prof. Dr. Birgitta Wolff, in ihrem Grußwort. „Sie ist eine Wissenschaftlerin, die ihre Forschung zum Handeln treibt – empathisch, couragiert und mit einer gewissen Hartnäckigkeit. Wir sind sehr dankbar, dass die Alfons und Gertrud Kassel-Stiftung diese ausgewiesene und engagierte Wissenschaftlerin unserer Universität würdigt.“

Welche Strukturen machen sexuelle Gewalt gegen Kinder erst möglich und haben lange Zeit verhindert, dass diese Gewalt über-



Prof. Dr. Sabine Andresen, Familienforscherin an der Goethe-Universität Frankfurt
Foto: Dettmar

haupt aufgeklärt und aufgearbeitet wurde? Diesen Fragen widmet sich die Frankfurter Forscherin seit 2012, vor allem aber als Vorsitzende der „Unabhängigen Kommission zur Aufarbeitung sexuellen Kindesmissbrauchs“, die auf Bundesebene angesiedelt ist. Die Kommission steht

seit 2016 mit Menschen in Kontakt, die in ihrer Kindheit und Jugend sexuelle Gewalt erlebt haben. In vertraulichen Anhörungen und schriftlichen Berichten haben inzwischen fast 2000 Menschen Zeugnis abgelegt. Sie haben Gewalt in der Familie, kirchlichen Einrichtungen, Schulen oder Sportvereinen erfahren. Die Berichte bilden die Grundlage auch für die wissenschaftliche Auswertung.

Sabine Andresen bringt ihre wissenschaftliche Expertise in zahlreichen weiteren Gremien ein, die sich dem Kindeswohl widmen. Sie ist Vizepräsidentin des Deutschen Kinderschutzbundes und Mitglied im Wissenschaftlichen Beirat für Familienfragen des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Seit 2011 führt Andresen als Professorin für Familienforschung und Sozialpädagogik an der Goethe-Universität auch inter-

national vergleichende Child-Wellbeing-Studien durch und forscht zum Thema Kinderarmut und Vulnerabilität sowie zur Geschichte von Kindheit, Jugend und Familie.

Der mit 10 000 Euro dotierte „Public Service Fellowship-Preis“ wird von der Alfons und Gertrud Kassel-Stiftung alle zwei Jahre an Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der Goethe-Universität vergeben, die in bedeutenden wissenschaftlichen oder wissenschaftspolitischen Gremien tätig sind. Das Preisgeld soll es ermöglichen, Projekte zu verwirklichen, die wegen des besonderen Engagements zu kurz kommen.

UniReport: Lieber Jason Mast, Trumps Präsidentschaft scheint sich dem Ende zuzuneigen – oder erwarten Sie, dass es doch noch ernsthafte Versuche geben wird, die Amtsübergabe zu verhindern?

Jason Mast: Präsident Trump hat schon lange vor der US-Präsidentenwahl am 3. November begonnen, diese zu delegitimieren. In der Wahlnacht eskalierte er jedoch seine Rhetorik, indem er erklärte, dass „ein großer Betrug an unserer Nation“ stattfindet. Seitdem hat das Trump-Team durch persönliche Überzeugungsarbeit und Klagen versucht, staatliche Wahlbeamte, Gerichte und Gesetzgeber dazu zu bringen, die Ergebnisse durch Nachzählungen oder gesetzgeberische Eingriffe zu verzögern oder zu ändern. Bislang sind diese Bemühungen gescheitert.

In der Zwischenzeit, während Trump seine Behauptungen zuspitzte, dass die Wahl „gestohlen“ wurde, war sein Wahlkampfteam dabei, ein neues politisches Aktionskomitee (PAC) mit dem Namen „Save America“ einzurichten und Spenden für einen „Election Defense Fund“ zu erbitten. Bis zu diesem Zeitpunkt haben die Unterstützer mehr als 200 Millionen Dollar (165 Millionen Euro) gespendet. Doch Journalisten haben aufgedeckt, dass mehr als siebenzig Prozent der gespendeten Gelder nicht für die Bemühungen verwendet wurde, nachzuzählen, sondern Trumps neuem PAC zugutekam. Er wird diese Gelder nutzen können, um seine politischen Aktivitäten nach der Präsidentschaft zu finanzieren.

Das bringt mich zu meinem Hauptpunkt: Es ist hilfreich, sich dies als die Inszenierung eines Dramas vorzustellen. Trumps Bemühungen, das Wahlergebnis zu kippen und gleichzeitig Gelder für seine zukünftigen politischen Aktivitäten zu sammeln, hängen von seiner Fähigkeit ab, die einfachen Amerikaner davon zu überzeugen, dass etwas zutiefst Ungerechtes und Undemokratisches geschehen sei. Das heißt, seine Strategie hängt von seiner Fähigkeit ab, ein Gefühl der Krise zu erzeugen und aufrechtzuerhalten. Ausgehend von diesem „Stop the Steal“-Skript hält Trump die Aufmerksamkeit seiner Anhänger aufrecht, während er sie gleichzeitig anweist, wie sie handeln sollen. Bislang konnte er sie dazu ermutigen, durch Geldspenden aktiv zu werden. Jedoch werden die Optionen, zu klagen und Druck auf die Gesetzgeber der Bundesstaaten auszuüben, in Bälde auslaufen und das aktuelle Stimmenergebnis für offiziell erklärt werden. Da Trump das kollektive Gefühl der Ungerechtigkeit und eine Atmosphäre der Krise aufrechterhalten muss, werden wir in den verbleibenden Wochen beobachten können, wie er seine Anhänger dazu aufruft, auf unzivile, antidemokratische und potenziell gefährliche Weise zu handeln.

Erwarten Sie, dass Trump auch nach dem Ende seiner Präsidentschaft politisch aktiv bleiben wird? Wie könnte das aussehen? Oder wird er auch wegen möglicher Klagen gegen ihn von der Bildfläche verschwinden?

Trump ist beruflich und psychologisch an die Öffentlichkeit gebunden beziehungsweise daran, öffentliche Aufmerksamkeit zu erzielen, zu kultivieren und letztlich zu monetarisieren. Der Verbleib auf der politischen Bühne entspricht sowohl seinen finanziellen Interessen als auch seinen psychologischen Bedürfnissen. Daher gibt es wenig Anreiz für ihn, sich aus dem öffentlichen Rampenlicht zurückzuziehen.

Derzeit scheint es wahrscheinlich, dass Trump beabsichtigt, die Nominierung der Republikanischen Partei und die Präsidentschaft im Jahr 2024 erneut anzustreben. Wenn dies der Fall ist, wird er wahrscheinlich schon im nächsten Herbst mit dem Wahlkampftheater beginnen. Ich zögere jedoch, dies als sicher zu

Die Inszenierung eines Dramas

Der Soziologe Jason Mast über Trumps Agieren nach der Wahlniederlage und die Herausforderungen für seinen Nachfolger Joe Biden angesichts der tiefen Spaltung der amerikanischen Gesellschaft



Foto: Ascannio/Shutterstock

betrachten, da sich die politischen, medialen und sozialen Rahmenbedingungen für ihn erheblich verändern werden, und zwar nicht zu seinen Gunsten. Er wird keine formale politische Macht mehr besitzen oder durch präsidiale Immunität geschützt sein. Er wird sich in die Reihe der anderen Republikaner einreihen, die sich um die Präsidentschaft bewerben, und innerhalb dieses Feldes wird Trump mit weitaus weniger Respekt behandelt werden, als er es bisher gewohnt war. Darüber hinaus werden die Mainstream-Medien, die noch immer unter der Etikettierung als „Feind des Volkes“ leiden, darauf bedacht sein, sein Ansehen zu untergraben, seine Schwachstellen hervorzuheben und letztendlich seine Präsenz zu verringern.

Während Trump sich nach dem Status des Amtes sehnt, hat er kein Interesse daran gezeigt, die alltäglichen Routinen des Regierens zu praktizieren. Er könnte sein Streben nach der Präsidentschaft aufgeben und versuchen, die Rolle des Königmachers von einem Sitzplatz in den Medien aus zu spielen.

Joe Biden wird sein Amt mit einer schweren Bürde antreten. Kann er die verfeindeten Lager in der Gesellschaft unter einen Hut bringen? Wird es Biden schwerfallen, eine Politik zu machen, mit der er weder die Konservativen im Land noch seine eigenen Parteigenossen vom linken Flügel vergrault?

Kurz gesagt: Nein, Biden wird nicht in der Lage sein, die Spannungen zwischen den politischen Lagern zu versöhnen. Die Spannungen innerhalb der breiten amerikanischen Öffentlichkeit werden zwar wahrscheinlich etwas nachlassen, aber sie werden weiterhin ein zentrales Merkmal der sozialen und politischen Landschaft bleiben. Bidens Schicksal wird davon abhängen, wie seine Regierung mit dem COVID-19 umgeht und wie die GOP (die „Grand Old Party“, wie die Republikaner genannt werden) das Jahr 2021 meistert.

Man darf nicht vergessen, wie die GOP während der Obama-Präsidentschaft intern zersplitterte. Während dieser Zeit mobilisierten die Medienstars der Rechten die Anhänger an der Basis dazu, Reinheitstests durch-

zuführen und Jagd auf solche Vertreter zu machen, die als RINOs oder „Republican in name only“ qualifiziert wurden. In Kombination mit Gerrymandering führten diese Umstände dazu, dass sich republikanische Politiker mehr darum sorgen mussten, von Emporkömmlingen der extremen Rechten herausgefordert zu werden, als ihre Sitze an Konkurrenten der Demokratischen Partei zu verlieren.

Trump konnte sich im Jahr seiner Nominierung 2016 diese Lage zunutze machen. Nur seinem schockierenden Sieg über Hillary Clinton war es zu verdanken, dass die GOP nicht schon unmittelbar in größere interne Streitigkeiten abglitt. Die über die vier Jahre Regentschaft von Trump überdeckten Risse innerhalb der Rechten werden bald wieder sichtbar werden. Während auf der einen Seite die extreme Rechte der Partei ermutigt sein dürfte, wird das republikanische Establishment oder das, was von seiner alten Garde übriggeblieben ist, auf der anderen Seite entweder darum kämpfen,

die Kontrolle über die Mitte der GOP zurückzugewinnen oder eine dritte Partei zu gründen.

Als Präsident wird Biden versuchen, diese Dynamik auszunutzen. Doch seine größte Ressource, um Gräben zu überbrücken und erfolgreich zu regieren, könnte (sozusagen) in den Spritzen liegen, mit denen die COVID-19-Impfstoffe verteilt werden. Wenn sie effizient und gerecht verteilt werden und die Ausbreitung von COVID-19 deutlich reduzieren, dann werden sich die Amerikaner wahrscheinlich über die wiedergewonnene Möglichkeit freuen, sich frei zu bewegen und zu versammeln, sowie über das Wirtschaftswachstum, das solche Aktivitäten anregen werden.

Während Trumps Amtszeit wurde nicht nur die freie Presse angegriffen, sondern auch die Wissenschaft. Sehen Sie die Hoffnung, dass Vernunft und Fakten wieder eine Chance haben werden? Oder stellt Trumps Vermächtnis eine nachhaltige Bedrohung dar?

Biden führte einen der symbolisch schlanksten und gedämpften Wahlkämpfe der jüngeren Geschichte und kandidierte mit Themen wie „auf die Wissenschaftler hören“ und die Wiederherstellung des Anstands. Die Wahlbeteiligung war hoch, und die Amerikaner wählten Biden mit beträchtlichem Abstand. Dies deutet darauf hin, dass ein erheblicher Teil der amerikanischen Öffentlichkeit für die Privilegierung von Expertenwissen und zugunsten vermittelnder Stimmen innerhalb des öffentlichen Raums stimmte.

Eine gerechte und effiziente Verteilung von wirksamen COVID-19-Impfstoffen dürfte das soziale Prestige und Ansehen von Wissenschaftlern und staatlichen Institutionen noch weiter stärken. Zugleich wird sich die amerikanische Mainstream-Presse in einer sich schnell verändernden und zersplitternden Medienlandschaft vor weitere Herausforderungen gestellt sehen.

Bidens Sieg ist Anlass zur Hoffnung für viele Europäer, die sich eine Rückkehr zum traditionellen atlantischen Bündnis wünschen – zu Recht?

Kurzfristig gesehen, ja. Biden ist in dieser Hinsicht traditioneller als jede andere Figur der Linken. Seine bevorstehenden Ernennungen im Außen- und Verteidigungsministerium deuten darauf hin, dass er die Allianzen wiederherstellen will, die die Nachkriegszeit und die Zeit der Jahrhundertwende geprägt haben. Trumps Anti-Europa-Rhetorik und deren praktischer Einsatz, welche große Teile der amerikanischen Öffentlichkeit verblüfften, zählen seit jeher zu den Lieblingsthemen der amerikanischen extremen Rechten. Gleichwohl resorbierten sie die wachsenden Sorgen vieler Amerikaner über ihre Stellung in der globalen Ordnung.

Während Biden bereit zu sein scheint, ein Projekt zur Wiederherstellung von Allianzen in Angriff zu nehmen, glaube ich nicht, dass diese Ausrichtung lange über seine Präsidentschaft hinaus Bestand haben wird. Die Nato wird mit Sicherheit sowohl im Experten- als auch im öffentlichen Diskurs auf die Probe gestellt werden, wenn nicht sogar im realen Leben. Nationalstaaten und internationale Beziehungen stehen ihrerseits vor verschiedenen Herausforderungen, etwa durch den wachsenden Einfluss der Technologie auf Produktions- und Beschäftigungssektoren, Chinas immer dominanter werdendes Auftreten auf der globalen Bühne, den Klimawandel und die globale Migration. Die Präsidentschaft Bidens sollte eine Zeit sein, in der neue Vorstellungen von einer gerechteren und sichereren globalen Ordnung entwickelt werden.

Fragen: Dirk Frank



Dr. Jason Mast

ist Postdoc im Forschungsverbund Normative Orders der Goethe-Universität. Er hat an der University of California (Los Angeles) in Soziologie promoviert. Er forscht zu Kultur und Politik, seine letzte Veröffentlichung ist »A Civil Sphere Theory of Populism: American Forms and Templates, from the Red Scare to Donald Trump,« ein Kapitel im Sammelband »Populism in the Civil Sphere.«

Foto: Andrew Gray

Von der Goethe-Uni ans höchste deutsche Gericht

Interview mit der Frankfurter Sozialrechtlerin Astrid Wallrabenstein, die zur Bundesverfassungsrichterin ernannt wurde

UniReport: Frau Professorin Wallrabenstein, am 22. Juni wurden Sie vom Bundespräsidenten als Bundesverfassungsrichterin vereidigt.

Haben Sie sich schon in Ihrem Amt eingelebt?

Astrid Wallrabenstein: Die erste Einarbeitungsphase hat gut geklappt, worüber ich sehr froh bin. Das liegt vor allem an meinen Mitarbeitern. Es war ein guter Start.

Wie läuft das ab, wenn man als Richter neu ans Bundesverfassungsgericht kommt?

Bekommt man da erstmal einen Crash-Kurs im Bundesverfassungsrichter-Sein?

Man wird einfach ins kalte Wasser geworfen und übernimmt sofort die laufenden Aufgaben.

Was waren die ersten Aufgaben?

Mein Feld ist sehr breit: Zwangsvollstreckung und -verwaltung, Wiederaufnahmen aus dem Strafrecht, Wiedergutmachungsfälle bezüglich der DDR oder auch Aufenthalts- und Staatsangehörigkeitsrecht. Die Verfahren sind in einem unterschiedlichen Stadium: Manche werden bald entschieden, manche sind neu, andere sind sehr eilig.

In der Öffentlichkeit bekommt man vor allem die spektakulären Fälle mit, über die im Fernsehen berichtet wird. Ist so etwas in nächster Zeit absehbar?

Wegen Corona waren solche Fälle in den vergangenen Monaten seltener, es gab keine mündlichen Verhandlungen. Das wird ab Oktober anders, da wird der Senat wieder mündlich verhandeln, erstmals unter den Corona-Hygiene-Maßnahmen. Das wird sicher eine Herausforderung.

Und worum geht es?

Da geht es um ein Organstreitverfahren gegen die vorläufige Anmeldung des CETA-Abkommens, die schon ein paar Jahre zurückliegt. Das ist nicht ganz akut.

Sie sind ja schon unter Corona-Bedingungen vereidigt worden. Wie lief das ab?

Es gab einen kleinen Empfang, jeder hatte seinen eigenen Stehtisch. Bei der Vereidigung blieb der Bundespräsident am Pult stehen, ich bekam die Urkunde auch nicht überreicht, sondern durfte sie mir vom Tisch nehmen.

Sie sind von Bündnis 90 Die Grünen nominiert worden. Hat Sie das überrascht?

Sehr. Nach mir ist ja Frau Härtel von der SPD benannt und vom Bundesrat gewählt worden. Das habe ich natürlich mitverfolgt und war froh, dass meine Nominierung durch die Grünen leiser ablief. Sie hatten mich angefragt, aber es gab keine großartig in die Medien getragene Debatte. Ich hatte das Gefühl, dass das im Vorfeld gut geklärt war.

War es Ihr Ziel, eines Tages Richter am Bundesverfassungsgericht zu werden?



Astrid Wallrabenstein, Juraprofessorin an der Goethe-Universität, seit Juni 2020 Richterin am Bundesverfassungsgericht. Foto: Dettmar

Sowas kann man sich nicht vornehmen. Das kann sich nur durch viele glückliche Umstände ergeben. Ich war ja schon als Prozessvertreterin am BVerfG. Vor diesem Gericht zu stehen, fand ich toll. Es war herausfordernd und beeindruckend.

Können Sie bereits einen Vergleich ziehen: Wie war es als Prozessbeteiligte am BVerfG, wie ist es jetzt als Richterin?

Natürlich wird sich meine Sicht auf dieses Gericht verändern, weil ich jetzt Teil dieses Gerichts bin. Aber das ist ein Prozess. Im Moment lerne ich vieles neu kennen, was sehr spannend ist.

Was geschieht mit Ihrem Status als Professorin der Goethe-Universität?

Ich bin und bleibe Professorin, das ist auch im BVerfG-Gesetz festgeschrieben. Ich bin nicht beurlaubt, sondern behalte meine Professur in einer abgespeckten Version. Obwohl ich keine Lehrverpflichtung habe, werde ich weiter Lehrveranstaltungen anbieten.

Inzwischen gibt es ja mehr Frauen als Männer beim BVerfG. Denken Sie, dass sich der weibliche Blick auf das Recht auch in den Urteilen niederschlägt?

Ich glaube nicht, dass etwas Neues passiert, weil in dem Senat jetzt mehr Frauen als Männer sitzen. Aber ich denke, dass sich im Vergleich zu der Zeit, in der es in der Rechtswissenschaft fast nur Männer gab und nur eine Frau im BVerfG saß, einiges geändert hat, besonders bei Gleichstellungsfragen. Aber das ist nicht nur deshalb so, weil Frauen anders denken, sondern auch, weil Männer heute anders denken.

Oft heißt es, das BVerfG greife zu sehr in die Politik ein. Sehen Sie sich jetzt als politisch mitgestaltende Person?

Das Gericht ist nicht zum politischen Gestalten da, und so versteht es sich auch nicht.

Das BVerfG ist jedoch wichtig für die Politik. Seine Entscheidungen haben politische Auswirkungen, weil sich die Verfassungsorgane an die Urteile halten.

Sie haben mal einen Aufsatz geschrieben zum Demokratiekonzept des 2. Senats. Können Sie dazu etwas sagen?

Das war ursprünglich ein Vortrag im Rahmen des Forschungsprojekts „Die Wiedergewinnung des Humanen“. Die Frage war, ob die Verbindung zwischen Demokratie und Menschenwürde zu einer Wiedergewinnung des Humanen führt. Mein Beitrag kam aber zu einem etwas ernüchternden Ergebnis. Das BVerfG hat im Lissabon-Urteil zwar gesagt, dass das Demokratieprinzip auch in der Menschenwürde verankert ist, aber in der Rechtsprechung ist aus diesem Ansatz wenig geworden.

Das BVerfG hat aber doch die Aufgabe, das System an die Grundwerte dieser Gesellschaft rückzukoppeln.

Genau, aber aus dem konkreten Aufschlag, Demokratie in Verbindung mit der Menschenwürde zu sehen, hat das Gericht eben nicht so viel gemacht. Am Ende des Tages entscheidet das BVerfG immer nur über die Fragen, die aufgeworfen werden, und das hängt natürlich von den Fällen ab. Manche Fragen tauchen auf, andere nicht.

Bei Ihrem ersten Auftritt vor dem BVerfG ging es um Lebensversicherungen, und Sie haben für die Versicherten einen Vorteil erstritten. Wie haben Sie diesen Erfolg erlebt? War das etwas Besonderes?

Absolut! Es war schon deshalb besonders, weil es mein erstes Verfahren vor dem BVerfG war. Und es war sehr spannend, sich in die sehr spezielle Thematik einzuarbeiten und auszuloten, inwiefern das Versicherungsrecht auch etwas mit den Grundrechten zu tun hat. Ich habe den Bund der Versicherten vertreten, eine sehr kleine Verbraucherschutzorganisation. Das hatte schon etwas von David gegen Goliath: Auf der Gegenseite standen mir die großen Versicherungen gegenüber, und die hatten natürlich große Anwaltskanzleien beauftragt. Es kamen einige Vorstände, die Anwälte der Kanzleien und natürlich auch Vertreter der Bundesregierung: ein großer Auflauf meist älterer Herren. Und auf der anderen Seite waren nur der kleine Verbraucherschutzbund und ich.

Ihr Erfolg wirkt sich ja auf den Geldbeutel von vielen Menschen aus.

Ja, allerdings gab es einen Wehrmutstropfen: Das BVerfG folgte weitgehend meiner grundrechtlichen Argumentation, aber die Gerichtsentscheidungen, die wir angegriffen hatten, wurden nicht aufgehoben. Das heißt: Was inhaltlich in dem Urteil stand, musste der Gesetzgeber erst einmal umsetzen. Dann kam die Finanzkrise... Zehn Jahre früher hätte es einen positiven Effekt auf den Geldbeutel der Versicherten gegeben, aber bis der Gesetzgeber das Urteil umgesetzt hatte, war da nicht mehr viel zu gewinnen.

Dennoch war es ein großer Erfolg.

Ja. So ein Urteil wirkt sich ja auch auf andere Verfahren aus. Konkret der BGH hat das in manchen Versicherungsfragen aufgegriffen. Ich denke, es ist deutlicher geworden, dass Versicherungen nicht alles mit dem Geld ihrer Kunden machen können.

Sie stammen aus Münster und haben in Freiburg studiert. Heute leben Sie in Darmstadt. Wie kam es dazu?

Das hat sich aus privaten Gründen so ergeben. Ich habe einen Darmstädter geheiratet.

Das ist strategisch eine ziemlich gute Wahl, ich meine, so zwischen Frankfurt und Karlsruhe.

Ich habe ihn natürlich nicht aus strategischen Gründen geheiratet (lacht). Wenn man feststellt, dass man sein Leben gemeinsam verbringen will, muss man sich irgendwann fragen, wo das sein soll.

Wie fanden Ihre Kinder es denn, dass Sie Verfassungsrichterin werden?

Zuerst fanden sie es alle ganz, ganz toll. Aber als wir realisiert haben, was es privat heißt, dass ich noch mehr weg sein würde als bisher, haben wir alle etwas geschluckt, auch mein Mann. Aber ich denke, wir bekommen das hin.

Sie müssen wahrscheinlich auch nicht jeden Tag im Gericht sein.

Nein, aber man muss jeden Tag wirklich viel arbeiten. Dafür kann ich auch Akten mit nach Hause nehmen. Aber momentan bin ich viel in Karlsruhe, weil ich auch einfach die Abläufe noch kennenlernen und eine Strategie dafür entwickeln muss, was man vor Ort machen muss und was auch von zu Hause gut klappt.

Sie gelten als sehr engagierte Hochschullehrerin, die auch die Studierenden für knifflige Fragestellungen begeistern kann.

Momentan betreue ich noch einige Abschlussarbeiten, die mir einfach am Herzen liegen. Aber bei den Hausarbeiten muss ich mich zurückhalten, wegen der harten Fristen. Promotionen werde ich aber weiter betreuen. Im Wintersemester werde ich ein Kolloquium mit der Uni Gießen anbieten, da wird es um Migration und Teilhabe gehen.

Ist es Ihnen wichtig, im Lehrgeschehen involviert zu bleiben?

Ja, aber es muss mit meinen Aufgaben hier gut vereinbar sein. Ich muss die Sachen an der Uni so hinbekommen, dass ich dem Amt hier nicht schade.

Wird Ihre Professur in den nächsten zwölf Jahren immer nur vertreten?

Nein, die Professur soll neu ausgeschrieben werden. Ich hoffe, dass dadurch das Sozial- und Migrationsrecht auch künftig gut in Frankfurt verankert sein wird. Wenn ich von Karlsruhe aus einzelne Lehrveranstaltungen anbiete, dann geht das nicht in der Breite, die nötig ist, um den ganzen Bereich mit dem gesundheitsrechtlichen Institut und der Law Clinic zu erhalten.

Warum haben Sie Jura studiert?

Ehrlich gesagt hatte ich sehr wenig Vorstellungen von Jura, also konnte ich auch nicht besonders enttäuscht werden. Vielleicht war das eine naive Vorstellung, mit der ich ins Studium eingestiegen bin. Es hat aber funktioniert. Wie viele andere habe ich auch erst in der zweiten Runde, bei der Examensvorbereitung, verstanden, worum es wirklich geht.

Man ist auch so jung.

Ja, das Studieren besteht anfangs aus so vielen anderen Dingen als dem eigenen Fach: Es geht darum, Leute kennenzulernen, fachfremde Veranstaltungen zu besuchen. Und wenn man das alles mitnimmt, macht man in den ersten Semestern weniger Jura. Wegen dieses Drumherums tun mir alle leid, die jetzt mit dem Studium beginnen. Uniluft über den Computer schnuppern, das geht nicht.

Fragen: Anke Sauter
Das Gespräch wurde Anfang Oktober 2020 geführt.

War Kant ein Rassist?

Der Philosoph Marcus Willaschek zu einer Online-Vorlesungsreihe, die Mitte November gestartet ist

UniReport: Herr Professor Willaschek, Sie sind Philosoph und Kant-Experte – empfinden Sie die Debatte um Kants Rassismus als fruchtbar im Hinblick auf die Kant-Forschung? Kam Neues ans Tageslicht, inwiefern waren Kants Positionen schon bekannt?

Marcus Willaschek: Grundsätzlich sind Kants Aufsätze über Menschenrassen und seine herabsetzenden Äußerungen über Menschen nicht-weißer Hautfarbe natürlich seit Langem bekannt und sie wurden in der Kant-Forschung untersucht und kritisch diskutiert. Doch auch in der wissenschaftlichen Literatur zu diesem Thema gibt es, von Ausnahmen abgesehen, die Tendenz, die sich nun auch in den Feuilletons zeigt, Kant entweder zu verteufeln oder pauschal zu entschuldigen. Weil die aktuelle Debatte das Thema Rassismus bei Kant in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit gerückt hat, habe ich die Hoffnung, dass wir nun zu einer differenzierteren Einschätzung als bisher üblich gelangen können.

Viele empfinden die öffentliche Debattenkultur der letzten Jahre als



Prof. Marcus Willaschek
ist Professor für die Philosophie der Neuzeit an der Goethe-Universität.
Foto: Lecher

(zu) moralisch aufgeladen. Sehen Sie auch das Problem, dass mit heutigen Begriffen und Kategorien Vergangenes kritisiert und entwertet wird? Oder ist das eigentlich ein ganz übliches Vorgehen, Denker*innen und ihr Gedachtes innerhalb eines aktuellen Deutungsrahmens zu hinterfragen?

Kant ist seit über 200 Jahren tot; es wäre völlig sinnlos, ihm persönlich Vorwürfe zu machen oder ihn zu verurteilen. Aus einer rein historischen Perspektive kann man seine Äußerungen über die angebliche Überlegenheit der Weißen, Faul-

heit der Afrikaner etc. in den Kontext seiner Zeit einordnen und so ein Stück weit verständlich machen, ohne Kant moralisch zu verurteilen. Als Philosoph muss ich mich jedoch auch fragen, welche Thesen und Theorien Kants heute noch überzeugend und ein Anknüpfungspunkt für unser heutiges Denken sein können. Kant kann uns noch immer wichtige Denkanstöße geben, aber manche seiner Auffassungen haben sich auch als Irrtümer erwiesen. So ist Kants Raum-Zeit-Lehre durch Einsteins Relativitätstheorie widerlegt. Genauso verhält es sich mit seiner Theorie der Menschenrassen: Aus heutiger Sicht ist sie falsch, und das gilt erst recht für die von Kant vertretene Rassenhierarchie mit den Weißen an der Spitze. Da muss man klar sagen: Hier irrte Kant!

Können Sie im Rückblick (bzw. in der Vorschau) auf die Vorträge und Debatten der Diskussionsreihe sagen, an welchen Punkten die Forscherinnen und Forscher zu unterschiedlichen Einschätzungen des Rassismus-Vorwurfs kommen, wo gab und gibt es Dissenz?

Nach der Auftaktveranstaltung ist mein Eindruck, dass die meisten Diskussionsteilnehmer nicht bestreiten würden, dass es bei Kant Äußerungen gibt, die man als rassistisch bewerten muss, dass aber noch keine Einigkeit besteht, was das genau bedeutet: In welchem Sinn des vieldeutigen Wortes „Rassismus“? Sind diese Äußerungen von zentraler Bedeutung für Kants Philosophie oder eher marginal? Und was folgt daraus für unseren Umgang mit Kants Werk und den fraglichen Stellen?

Womit wird sich die Kant-Exegese zukünftig noch stärker beschäftigen müssen?

Aus meiner Sicht ist die wichtigste Frage diejenige, wie Kants Äußerungen über unterschiedliche Menschenrassen und deren angeblich unterschiedliche Kulturfähigkeit mit seinem moralischen Universalismus vereinbar ist, der besagt, dass alle Menschen eine absolute Würde und gleiche Rechte haben. Einige Kant-Forscher sehen hier kein Problem, weil Kant alle Menschen auf einen gemeinsamen Ursprung zu-

rückführe und auch den nicht-weißen Rassen das Menschsein nicht abspreche. Das ist zwar richtig, löst aber nicht das eigentliche Problem, das darin besteht, dass Kant Menschenwürde und gleiche Rechte gerade nicht an die Zugehörigkeit zur biologischen Spezies Mensch bindet, sondern an Vernunft und Willensfreiheit. Das ist schon ein Problem, wenn man an kleine Kinder, geistig Kranke und Demente denkt; es wird noch gravierender, wenn bestimmten Menschengruppen qua „Rasse“ die Vernunftfähigkeit nur eingeschränkt zugestanden wird. Hier hat Kants moralischer Universalismus eine Schwachstelle, die ihn anfällig für Versuche macht, bestimmte Gruppen (Nicht-Weiße, Frauen, Juden) auszuschließen. Ich glaube nicht, dass dieses Problem unlösbar ist, aber es ist ein ernsthaftes Problem, dem die Kant-Forschung und eine an Kant anknüpfende Ethik sich stellen müssen.

Fragen: Dirk Frank

Termine und Themen der Online-Vorlesungsreihe findet man auf S. 27.

Homeoffice & COVID-19 – neue Erkenntnisse aus der Sozialpsychologie

UniReport: Frau Dr. Kaluza, Herr Professor van Dick, Homeoffice ist wahrscheinlich einer der prägendsten Begriffe im Jahr 2020. Sie haben Arbeitnehmer*innen befragt, was sie darüber denken – was wurde als positiv angegeben?

Antonio Kaluza: Ja, das stimmt. Homeoffice oder auch Telearbeit genannt, also das Arbeiten außerhalb eines zentralen Arbeitsplatzes, ist gerade momentan besonders wichtig, um Kontakte zu reduzieren und damit die Ausbreitung des Virus zu verlangsamen. In unserer Studie haben wir über 300 Mitarbeitende aus verschiedenen deutschen Unternehmen befragt, wie sie verschiedene Vor- und Nachteile vom Homeoffice einschätzen. Als Vorteile wurden vor allem die flexible Gestaltung von Arbeitszeit und Arbeitsort und auch die vermehrte Autonomie sowie weniger Zeit für Arbeitswege gesehen. Auch nahmen die Teilnehmenden als Vorteil wahr, dass sie mehr Zeit für die eigentliche Arbeit hätten, weniger abgelenkt seien und deshalb bessere Leistungen erbringen könnten.

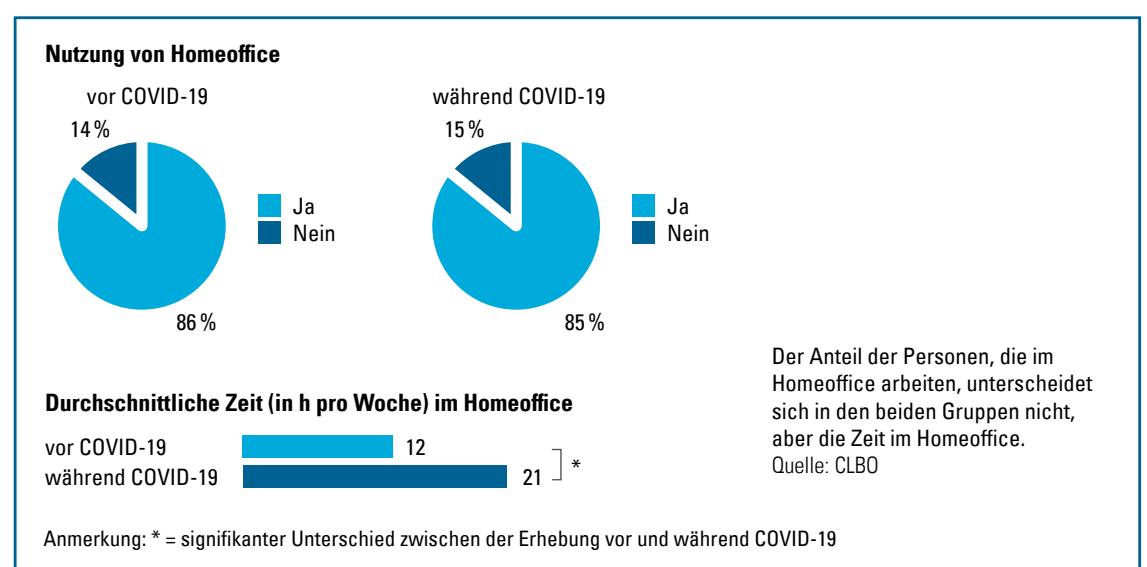
Prof. Rolf van Dick
ist Professor für Sozialpsychologie, Leiter der Abteilung Sozialpsychologie und Vizepräsident der Goethe-Universität;
Dr. Antonia Kaluza
ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin.

Was wurde am Homeoffice negativ bewertet?

Rolf van Dick: Als größter Nachteil wurde der fehlende persönliche Kontakt mit Kollegen gesehen. Auch berichteten die Teilnehmenden, dass es schwieriger sei, Informationen auszutauschen oder Absprachen mit Kollegen zu treffen. Als ein weiterer Nachteil wurde auch die Verwischung der Grenzen zwischen Arbeits- und Privatleben gesehen. Zum Beispiel beklagten die Teilnehmenden ebenfalls, dass sie zu Hause leicht durch anderes, wie z. B. Kinder, abgelenkt würden.

Sie haben vor und nach dem Ausbruch der Pandemie gefragt, was hat sich dadurch in der Bewertung geändert?

Kaluza: Ein Teil der Teilnehmenden hat die Umfrage vor den Restriktionen im März 2020 ausgefüllt, während ein anderer Teil die Umfrage beantwortet hat, nachdem weitreichende Maßnahmen – wie z. B. das Tragen der Mund-Nasen-Bedeckung, Arbeiten im Homeoffice – eingeführt wurden. Die Ergebnisse zeigen, dass diejenigen Personen, welche vor den Restriktionen Telearbeit durchführten, das heißt höchstwahrscheinlich freiwillig diese Arbeitsform gewählt hatten, mehr Vorteile wahrnahmen, je mehr Telearbeit sie ausführten. Dies traf jedoch nicht auf die Personen zu, die nach der Einführung der Corona-Restriktionen die Umfrage beantworteten, das heißt wahrscheinlich eher aufgrund der aktu-



ellen Situation von zu Hause arbeiten mussten und dies mehrheitlich nicht freiwillig gewählt hatten.

Van Dick: Interessant war bei dieser zweiten Gruppe, dass vor allem diejenigen, die von einer geringen Identifikation mit ihrem Arbeitsteam berichteten, mehr Nachteile der Telearbeit wahrnahmen, je mehr sie im Homeoffice arbeiteten. Sie fühlten sich vor allem sozial isoliert und beklagten die schwierigere Koordination mit den Kollegen. Dies traf jedoch nicht auf solche Personen zu, die sich mit ihren Kollegen eng verbunden fühlten.

Welches Fazit würden Sie aus der Befragung ziehen?

Van Dick: Die Ergebnisse dieser Studie zeigen, dass besonders dann, wenn Mitarbeitende nicht im Büro arbeiten und damit physisch nicht anwesend sind, die Identifikation mit dem Team, d. h. die psychologische Verbundenheit mit anderen Kollegen, wichtig ist. Unternehmen und vor allem Führungskräfte sollten also insbesondere in Zeiten der COVID-19-Pandemie die Identifikation innerhalb des Teams stärken. Dies lässt sich schon mit einfachen Maßnahmen umsetzen: Regelmäßige virtuelle Treffen oder gemeinsame Rituale, wie virtuelle Kaffeepausen oder eine virtuelle Weihnachtsfeier, können helfen, die Identifikation in einem Arbeitsteam zu stärken.

Weitere Ergebnisse finden Sie hier:
<http://www.clbo-frankfurt.org/media/2020/12/Factsheet-Telearbeit-V6.pdf>.

Die Abteilung führt aktuell eine Follow-up-Studie zum Thema durch. Bitte beteiligen Sie sich gerne, auch an der Goethe-Universität ist das Thema Homeoffice ja für viele relevant – spätestens seit Beginn der Krise. Die Umfrage ist natürlich anonym und kann unter folgendem Link bearbeitet werden:

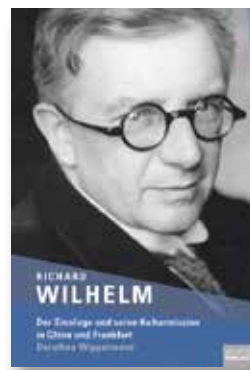
<https://www3.unipark.de/uc/telestudy>



Werner Plumpe,
Alexander Nützenadel,
Catherine R. Schenk
**Deutsche Bank.
Die globale Hausbank 1870–2020**
Ullstein 2020, Berlin
904 Seiten, 38 Euro



Gerhard Preyer und Erwin Rogler
**Philosophie des Mentalen.
Supervenienz, reduktiver,
nicht-reduktiver Physikalismus
und mentale Kausalität**
Dritte, neu bearbeitete Auflage,
Humanities online 2020,
Frankfurt am Main
215 Seiten, 18 Euro



Dorothea Wippermann
**Richard Wilhelm. Der Sinologe
und seine Kulturmission in China
und Frankfurt.**
Erschienen in der Biographienreihe
»Gründer, Gönner und Gelehrte« der
Goethe-Universität.
Societäts Verlag 2020, Frankfurt am Main
288 Seiten, 15 Euro



Institut für Sozialforschung
an der Goethe-Universität (Hg.)
**WestEnd 2020/2:
Akteur_innen der Kritik**
Neue Zeitschrift für Sozialforschung
Campus Verlag 2020, Frankfurt am Main
197 Seiten, kartoniert, 14 Euro



Christoph Cornelißen
Europa im 20. Jahrhundert
Fischer 2020, Frankfurt am Main
704 Seiten, 68 Euro

Drei renommierte Historiker erzählen von den ökonomischen, politischen und gesellschaftlichen Veränderungen der vergangenen anderthalb Jahrhunderte – und was sie für die Deutsche Bank bedeuteten. In den verschiedenen Epochen ihrer 150-jährigen Geschichte sah sich die Deutsche Bank vor zahlreiche Herausforderungen gestellt. Kenntnisreich und lebendig erzählen die Autoren von den Wegen, die das Geldinstitut finden musste, um mit den tiefen Zäsuren der Zeit und unterschiedlichen Anforderungen umzugehen. Der überwiegend nationale Rahmen, in den sich die Bank zwischen 1914 und 1989 einordnen musste, endete mit dem Fall der Mauer. Anschließend standen wieder europäische und sogar globale Aspekte im Vordergrund. Die Deutsche Bank wandte sich dem angloamerikanischen Kapitalmarktgeschäft zu – was ein weiteres außergewöhnliches Kapitel in der bewegten Geschichte der Bank bedeutete.

Werner Plumpe ist Professor für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Goethe-Universität Frankfurt;
Alexander Nützenadel ist Professor für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte an der Humboldt-Universität zu Berlin;
Catherine R. Schenk ist Professorin für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der University of Oxford.

Der anomale Monismus war für den philosophischen Mainstream der physikalistisch (materialistisch) gesinnten Philosophen eine besondere Herausforderung. Davidsons Philosophie des Mentalen ist zwar ein Monismus, er passt aber nicht so ohne Weiteres in das physikalistische Weltbild. Seit den 1970er Jahren löste er und der Funktionalismus eine Debatte über das Problem der mentalen Kausalität und des phänomenalen Bewusstseins aus. Dieses Problem ist philosophisch lehrreich, da es sich erst unter der philosophischen und wissenschaftstheoretischen Dominanz des Physikalismus profilierte. Um eine Sensibilität für die Problemsituation der Philosophie des Mentalen (Geistes) und die damit verbundenen sprach- und erkenntnistheoretischen Fragestellungen seit den 1950er Jahren durch Kontrastierung zu befördern, ist es zu empfehlen, dem Problembezug des reduktiven und des nicht-reduktiven Physikalismus nachzugehen.

Gerhard Preyer ist Apl. Prof. am Institut für Soziologie der Goethe-Universität und Editor-in-Chief des FrankfurtProto-Sociology (Journal and Project);
Dr. Erwin Rogler war akademischer Rat am Institut für Philosophie der Goethe-Universität Frankfurt am Main.

Richard Wilhelm (1873–1930) ging 1899 als protestantischer Missionar nach Tsingtau im „Deutschen Schutzgebiet Kiautschou“. Er hat – wie er selbst schrieb – nie einen Chinesen getauft, studierte konfuzianische und daoistische Klassiker und übersetzte sie ins Deutsche. 1924 kam er als bekannter Sinologe nach Frankfurt, gründete das China-Institut und wurde als erster Professor für Sinologie an die junge Universität berufen. Der Theologe, der unterstützt von chinesischen Gelehrten seine sinologischen Kenntnisse erworben hatte, lehrte zuvor ab 1922 deutsche Literatur und Philosophie an der Peking Universität. Wilhelm hat mit seinen bis heute beliebten Übersetzungen deutschen Intellektuellen und Bildungsbürgern seiner Zeit die chinesische Kultur und Philosophie nahegebracht und ein positives Chinabild befördert. Auch mehr als 120 Jahre nach seiner Ankunft in China gelingt es ihm noch, Deutsche und Chinesen zusammenzubringen: In der anhaltenden Auseinandersetzung mit seiner China-Darstellung lebt er als Kulturvermittler fort. Der Band ist erschienen in der Biographienreihe „Gründer, Gönner und Gelehrte“ der Goethe-Universität.

Dorothea Wippermann ist Professorin für Sprache und Kultur Chinas an der Goethe-Universität.

Trotz eines weitgefächerten Pluralismus an methodischen Herangehensweisen haben die verschiedenen Ansätze qualitativer Sozialforschung den Anspruch, die soziale Wirklichkeit über die Erforschung der Perspektiven von sozialen Akteuren zu erschließen. Unter dem Stichwort „Akteure der Kritik“ wird der Frage nachgegangen, welche Bedeutung der qualitativen Sozialforschung und vor allem den durch sie erhobenen Akteursperspektiven für die Sozial- und Gesellschaftskritik zukommt. Im Fokus der Beiträge stehen die sozialphilosophischen und methodologischen Grundlagen kritischer Sozialforschung, die unterschiedlichen methodischen Umgangsweisen mit den Akteursperspektiven, die Formen der Kritik, die sich aus diesen ergeben, und die Auswirkungen, die das institutionelle Gefüge der universitären Wissensproduktion auf unterschiedliche Formen kritischer Sozialforschung hat.

WestEnd wird seit 2004 vom Institut für Sozialforschung herausgegeben und richtet sich an ein breites intellektuelles Lesepublikum.

Ein faszinierendes Panorama der europäischen Geschichte vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis heute: Der Historiker Christoph Cornelißen erzählt in seinem Buch, wie sich Europa und die Welt in diesem Jahrhundert voller Umbrüche, das von gewaltigen Katastrophen ebenso wie von hochfliegenden Hoffnungen geprägt war, in rasantem Tempo veränderten.

Die Europäer büßten nach 1900 zunehmend ihre globale Vorreiterrolle ein, suchten aber auch nach neuen Wegen der Selbstbehauptung. Christoph Cornelißen schildert den Durchbruch des modernen Nationalismus und Nationalstaats, den Wandel von Wirtschaft und Gesellschaft sowie die großen Ideen und Utopien. Aus deren Wechselspiel entstanden enorm zerstörerische Kräfte, von den Burenkriegen um 1900 über die Weltkriege und den Holocaust bis zu den Kriegen im Jugoslawien der 1990er Jahre. Doch war das Versprechen politischer Teilhabe und sozialer Sicherheit nicht minder wichtig. Und so zeigt der Band, wie zentral die Demokratie für die Rolle Europas in der Welt ist – und warum es lohnt, sie zu bewahren.

Ein Interview mit dem Autor steht bereit unter <https://aktuelles.uni-frankfurt.de/menschen/europa-im-20-jahrhundert-interview-mit-christoph-cornelissen>

Christoph Cornelißen ist Professor für Neueste Geschichte an der Goethe-Universität.



Afsoun Afsahi, Emily Beausoleil, Rikki Dean,
Selen A. Ercan and Jean-Paul Gagnon (Guest Editors)
Democracy in the Time of COVID-19
Berghahn 2020, New York/Oxford
179 pp., 24 Euro (open access online until the end of December)

As countries around the world went into lockdown, Democratic Theory turned to 32 leading democracy scholars from around the world and asked them what they think about how the COVID-19 pandemic has impacted democracy. The result was this special issue of 20 articles. In their editorial, Afsahi, Beausoleil, Dean, Ercan and Gagnon synthesize five key lessons from the articles concerning the prospects and challenges of enacting democracy both during and after the pandemic: (1) COVID-19 has had corrosive effects in countries where democratic institutions were already endangered, (2) COVID-19 has revealed alternative possibilities for democratic politics in the state of emergency, (3) COVID-19 has amplified the inequalities and injustices within democracies, (4) COVID-19 has demonstrated the need for institutional infrastructure for prolonged solidarity, and (5) COVID-19 has highlighted the predominance of the nation-state and its limitations. Collectively, these insights open up important normative and practical questions about what democracy should look like in

the face of an emergency and what we might expect it to achieve under such circumstances.

Democratic Theory. An interdisciplinary Journal, Volume 7 (2020): Issue 2 (Dec 2020). DOI: <https://doi.org/10.3167/dt.2020.070201>

Afsoun Afsahi is Assistant Professor of Political Theory and Gender at the University of Amsterdam, the Netherlands;
Emily Beausoleil is Lecturer in Politics at Victoria University of Wellington – **Te Herenga Waka**, in Aotearoa New Zealand.
Rikki Dean is Research Fellow in Democratic Innovations at Goethe University Frankfurt; **Selen A. Ercan** is Associate Professor at the Centre for Deliberative Democracy and Global Governance, University of Canberra; **Jean-Paul Gagnon** is Senior Lecturer at the University of Canberra.

Latein lernen mit Tricktrack

Die Universitätsbibliothek konnte das erste in Frankfurt am Main gedruckte Buch erwerben, den Ludus studentum Friburgensium



Foto: Universitätsbibliothek

Der erste Frankfurter Druck ist der 1511 erschienene Ludus studentum Friburgensium, ein Lehrbuch für lateinische Prosodie und Metrik, mit dem Thomas Murner, aufbauend auf Erfahrungen an der Freiburger Universität, darauf

Mainz drucken.

Die Situation änderte sich erst, als 1511 der aus dem Elsass stammende Franziskaner Thomas Murner (1475 – 1537) nach Frankfurt kam und für rund zwei Jahre im dortigen Franziskanerkloster lebte, das sich an

abzielt, dass die Studenten mithilfe von Spielen Elemente der lateinischen Silben- und Verslehre auswendig lernen. Bei diesen Spielen handelt es sich u. a. um ein Radspiel, Schach und Tricktrack, den Vorgänger von Backgammon.

Der Buchdruck mit beweglichen Lettern hatte in Frankfurt am Main erst mehr als 50 Jahre nach seiner Erfindung durch Johannes Gutenberg in Mainz Einzug gehalten und somit ziemlich spät. Der Grund dafür dürfte in der unmittelbaren Nachbarschaft zu Mainz liegen, das seit Gutenbergs Erfindung eine führende Rolle auf dem Gebiet des Druckwesens einnahm. Offenbar bestand für eigene Druckereien und Verlage in Frankfurt im 15. und frühen 16. Jahrhundert noch kein Bedarf. Bezeichnenderweise ließ der Rat der Stadt Frankfurt 1509 das Frankfurter Stadtrecht bei Johann Schöffer in

der Stelle der heutigen Paulskirche befand. Thomas Murner war Doktor der Theologie und Jurisprudenz, Humanist, Satiriker und ein leidenschaftlicher Gegner Martin Luthers. Mit ihm kam sein jüngerer Bruder, der Buchdrucker Beatus Murner, nach Frankfurt. In dessen Druckerei entstanden in den Jahren 1511 und 1512 die ersten neun nachweislich in Frankfurt gedruckten Bücher, deren Verfasser mit einer Ausnahme Thomas Murner ist. Dabei handelt es sich allerdings nicht um umfangreiche Werke, sondern eher um kleine Broschüren.

Und das erste dieser neun Bücher ist der 1511 erschienene Ludus studentum Friburgensium. Das Buch enthält acht Holzschnitte, darunter zwei, die sich aufklappen lassen, und einen, der mit einem drehbaren Rad, einer sogenannten Volvelle, versehen ist.

Im Altbestand der Frankfurter Stadtbibliothek, der sich als Dauerleihgabe in der Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg befindet, waren bislang lediglich sechs der neun Frankfurter Murner-Drucke vorhanden, die bis 1939 in der Dauerausstellung der Stadtbibliothek gezeigt wurden. Glücklicherweise konnte jetzt der Ludus studentum Friburgensium mit Unterstützung der Freunde der UB erworben werden. Er stellt eine sehr wertvolle Ergänzung und Bereicherung des Bestands dar.

Bernhard Tönnies

Das höchst seltene Büchlein wurde komplett digitalisiert:

<http://sammlungen.ub.uni-frankfurt.de/inc/content/titleinfo/11109108>

Im Kampf gegen den Zahn der Zeit

Bund und Land fördern Projekte zum Originalerhalt von schriftlichem Kulturerbe

Die Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg erhält für Maßnahmen der Bestandserhaltung Fördergelder vom Bund und vom Land Hessen sowie private Spenden. Im Jahr 2020 können dadurch 200 000 Euro in den Originalerhalt von regional und national bedeutsamem Kulturgut investiert werden.

Ein erheblicher Teil des schriftlichen Kulturerbes in Bibliotheken und Archiven in Deutschland ist durch Säurefraß, natürliche Alterung, Schädlinge oder ungünstige Lagerungsbedingungen vom schlechenden Verfall bedroht. Der dauerhafte Erhalt der Bestände stellt eine große Herausforderung für die bewahrenden Institutionen

dar. Deshalb wurden spezielle Förderprogramme geschaffen, von denen nun auch die historischen Sammlungen der Universitätsbibliothek profitieren.

Im Einzelnen werden im laufenden Jahr Bestandserhaltungsprojekte bei diesen Sammlungen der Bibliothek durchgeführt:

- Sammlung Deutscher Drucke, Erscheinungsjahre 1850 – 1870 (Entsäuerung)
- Kolonialbibliothek (Bibliothek der 1887 gegründeten „Deutschen Kolonialgesellschaft“; Entsäuerung, Schutzverpackung)
- Jüdische Periodika aus der Zeit bis zum Zweiten Weltkrieg (Entsäuerung,

Schutzverpackung, Restaurierung im Massenverfahren)

- Nachlass Max Horkheimer (Entsäuerung, Restaurierung im Massenverfahren)
- Historische Orchesterinstrumente und Theaterzettel aus Frankfurt am Main, 1792 – 1914 (Entsäuerung, Schutzverpackung)

Die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien, Prof. Monika Grütters, fördert diese Maßnahmen aus Sondermitteln des Bundes zu 50 Prozent (durch die Koordinierungsstelle für die Erhaltung des schriftlichen Kulturguts in Berlin). Das Hessische Ministerium für Wissenschaft und Kunst

übernimmt im Rahmen des Landesprogramms zum Erhalt des schriftlichen Kulturgutes in Hessen weitere 40 Prozent. Die Projekte sind Teil einer langfristig angelegten Strategie zum Originalerhalt, die besonders darauf abzielt, zur Vermeidung von Schäden die Lagerungsbedingungen für die historischen Bestände an der UB nachhaltig und entsprechend neuesten wissenschaftlichen Standards zu verbessern. Jakob Frohmann

Weitere Informationen

<https://goethe.link/originalerhalt2020>



Universitätsbibliothek

www.ub.uni-frankfurt.de

Öffnungs- und Schließzeiten der Standorte der UB JCS zum Jahreswechsel 2020/21

Die jeweils aktuellen Angaben finden Sie auf der Homepage der Bibliothek www.ub.uni-frankfurt.de

Citavi: Online-Kurs und Lizenzverlängerung

Das Team Literaturverwaltung der Universitätsbibliothek hat den Online-Selbstlernkurs zu Citavi aktualisiert und mit einem Forum ausgestattet, in dem Sie Ihre Fragen rund um Citavi formulieren können. Auch die Citavi-Sprechstunde haben wir ins Netz verlegt. Vereinbaren Sie gerne einen Termin mit uns.

WICHTIG: Die Campuslizenz der Goethe-Universität für Citavi wurde bis 31. Dezember 2021 verlängert. Bitte denken Sie rechtzeitig an die Aktivierung der neuen Lizenz über Ihren Account. Für Fragen in diesem Zusammenhang stehen wir bis 23. Dezember 2020 und dann wieder ab 11. Januar 2021 zur Verfügung.

Infos und Anmeldung: <https://goethe.link/citavi>

Campus Bockenheim

Zentralbibliothek

Telefon (069) 798-39205/-39208
auskunft@ub.uni-frankfurt.de

**Bibliothek Kunstgeschichte /
Städtebibliothek und Islamische
Studien**

Telefon (069) 798-24979

kunstabibliothek@ub.uni-frankfurt.de

Mathematikbibliothek

Telefon (069) 798-23414

mathebib@ub.uni-frankfurt.de

Informatikbibliothek

Telefon (069) 798-22287

informatikbib@ub.uni-frankfurt.de

Campus Westend

**Bibliothek Recht und Wirtschaft
(BRuW)**

Telefon (069) 798-34965

bruw-info@ub.uni-frankfurt.de

**Bibliothek Sozialwissenschaften
und Psychologie (BSP)**

Telefon (069) 798-35122

bsp@ub.uni-frankfurt.de

Bibliothekszentrum

Geisteswissenschaften

Telefon (069) 798-32500 (Q1)

Telefon (069) 798-32653 (Q6)

bzg-info@ub.uni-frankfurt.de

Campus Riedberg

Bibliothek Naturwissenschaften

Telefon (069) 798-49105

bnat@ub.uni-frankfurt.de

Campus Niederrad

Medizinische Hauptbibliothek

Telefon (069) 6301-5058

medhb@ub.uni-frankfurt.de

Campus Ginnheim

Bibliothek für Sportwissenschaften

Telefon (069) 798-24521

sportbib@ub.uni-frankfurt.de



www.freunde.uni-frankfurt.de

» In meiner Dissertation beschäftigte ich mich mit der MRT-Bildgebung von Tumoren, um deren Infiltration über den Zellmetabolismus und intrazellulären pH-Wert frühzeitig zu erkennen. Dies wird in Zukunft eine gezieltere Therapie ermöglichen. Dank der finanziellen Unterstützung der Freundesvereinigung konnte ich meine Ergebnisse bei einer internationalen Tagung in Montreal vorstellen – eine hervorragende Chance, sich mit anderen Experten auszutauschen und zu vernetzen!

Jan-Rüdiger Schüre, M.Sc. Biomedizinischer Techniker, Institut für Neuroradiologie, Universitätsklinikum



Foto: privat



Foto: Lecher

Liebe Freundinnen und Freunde unserer Goethe-Universität,

ein außergewöhnliches Jahr nähert sich dem Ende: Die Pandemie hat unsere Gesellschaft, unsere Wirtschaft, auch unsere Goethe-Universität und uns selbst fest im Griff. Von „neuer Normalität“, in der es sich einzurichten gelte, ist in der Politik und in den Medien immer wieder die Rede. Lassen Sie uns diese Situation nicht zum Normalzustand, zur neuen Wirklichkeit, erklären – sondern nehmen wir die Herausforderung an und schauen wir hoffnungsvoll in die Zukunft.

Was gibt mir den Mut, mit einer gewissen Zuversicht ins neue Jahr zu blicken? Da sind die jüngsten Nachrichten über aussichtsreiche Impfstoffe, die bald zumindest für einige Personengruppen zur Verfügung stehen. Da sind aber auch die Begegnungen mit Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern an der Goethe-Universität, die unermüdlich die Forschung zu COVID-19 vorantreiben. So brachten uns in der jüngsten Sitzung des Kuratoriums die Virologin Prof. Dr. Sandra Ciesek und der Molekularbiologe Prof. Dr. Ivan Dikić auf den aktuellen Stand ihrer Forschung – nicht euphorisch, aber mit positiven Signalen.

Die Goethe-Universität macht mit ihrer Corona-Forschung auf Weltniveau von sich reden. Und unterstützt wird diese Forschung auch von den Freunden und Förderern, die sich als Vereinigung, aber auch als Einzelpersonen nicht unbeträchtlich an der Aufstockung des Goethe-Corona-Fonds beteiligt haben. Sie haben sich in diesen besonderen Zeiten sehr großzügig und freigebig gezeigt, ganz herzlichen Dank!

Ich wünsche Ihnen und Ihren Familien ein frohes und besinnliches Weihnachtsfest. Bleiben Sie gesund und starten Sie zuversichtlich in das Jahr 2021!

Ihr Prof. Dr. Wilhelm Bender

Vorsitzender des Vorstands der Freundesvereinigung

»Herr Schmidt küsst ihre Mutter«

Der Eye-Tracker und die linguistische Forschung

Die junge Professorin der Romanistik wirkt einsam in ihrem großen, fast leeren Büro im fünften Stock des IG-Farben-Gebäudes. Nichts geht in Corona-Zeiten für die Linguistin voran – in Forschung und Lehre ist Sol Lago angewiesen auf die unmittelbare Zusammenarbeit mit Probanden und Studierenden. »Ich wäre so froh, wenn wir endlich mit dem neuen Eye-Tracker loslegen könnten«, so die gebürtige Argentinierin, die vor Ideen sprudelt. Drei Sprachwissenschaftler vom Institut für romanische Sprachen, Prof. Dr. Esther Rinke, Prof. Dr. Jacopo Torregrossa und Prof. Dr. Sol Lago, haben jeweils 10 000 Euro in das transportable Gerät investiert. Die noch fehlende Summe von knapp 5 000 Euro hat die Freundesvereinigung beigesteuert.

Die Eye-Tracking-Methode hat inzwischen Einzug in die linguistische Forschung gehalten; bekannt ist sie seit Langem aus der Marktforschung. Mit dem Eye-Tracker können die Sprachforscher die Augenbewegungen der Probanden aufzeichnen und daraus Rückschlüsse auf die unbewussten kognitiven Prozesse der Sprachverarbeitung ziehen.

Die Juniorprofessorin, die an der staatlichen Universidad de Buenos Aires studierte, dann an der University of Maryland (USA) promovierte, kam im April 2020 vom Potsdam Research Institute for Multilingualism (PRIM) an die Goethe-Universität. Ihr geht es besonders darum zu untersuchen, wie bilinguale Erwachsene eine weitere Fremdsprache verarbeiten. Auf der Mikroebene lässt sich das durch die Blickbewegung messen, wenn die Probanden einen bestimmten Satz lesen oder hören. Ergänzt wird dies oft durch Bilder, die den Teilnehmern präsentiert werden, während sie einen Satz hören. Die vom Eye-Tracker erfassten Blickmuster

geben Hinweise, wie die gesprochene Sprache in Echtzeit analysiert werden kann.

Die 36-jährige Argentinierin ist ein Multisprachtalent: Zweisprachig in Buenos Aires aufgewachsen, ihre Mutter ist französischsprachige Belgierin, spricht Lago neben ihren Muttersprachen Spanisch und Französisch perfekt Englisch und fließend Deutsch – und von ihrem indischen Lebensgefährten, auch ein Linguist, lernt sie gerade noch Marathi. „Ich hatte immer Spaß daran, verschiedene Sprachen zu sprechen, aber in meiner linguistischen Forschung war Mehrsprachigkeit eigentlich kein Thema.“ Bis sie im Sommer 2014 in dem Potsdamer Institut der Spanierin Anna Stutter Garcia begegnete und sie gemeinsam die Idee entwickelten, mehrsprachige Menschen in ganz Deutschland zu testen. Mit Unterstützung der DFG konnte Lago ein entsprechendes Projekt und ihre eigene Stelle finanzieren. Darin geht es unter anderem darum, wie Native Speaker des Spanischen und Englischen eine zweite und dritte Sprache kognitiv verarbeiten.



Kurz vor dem Lockdown: Der erste Workshop mit dem neuen Eye-Tracker. Foto: Sol Lago



Linguistin und Multi-Sprachtalent: Prof. Dr. Sol Lago. Foto: privat

Lago und Stutter Garcia – inzwischen „Senior Learner Experience Designer“ bei der Online-Sprachplattform Babbel – nutzen für ihre Forschung einen neuen Ansatz: „Wir haben uns nicht auf Lernende konzentriert, sondern auf Leute wie uns, die Spanisch oder Englisch als Muttersprache sprechen und schon länger in Deutschland leben“, erläutert Lago, „wir wollen genauer erforschen, ob diese Menschen – obwohl ihnen Deutsch vertraut ist – immer noch von ihren zuvor erlernten Sprachen beeinflusst werden.“ Bei den Experimenten mit mehrsprachigen Sprechern lässt sich erkennen, dass das Leseverständnis hauptsächlich von der muttersprachlichen Grammatik beeinflusst wird. Und Lago ergänzt: „Doch die grammatikalischen Kenntnisse einer zuvor erlernten zweiten Sprache erhöhen die Sensibilität bei den Sprechern, wenn es um morphosyntaktische Fehler in der dritten Sprache geht.“ Getestet wurde ein solcher „morphosyntaktischer Fehler“ beispielsweise mit dem Genus des Possessivpronomens – hier zwei Beispielsätze: „Frau Schmidt küsst ihre Mutter.“ – „Herr Schmidt küsst ihre Mutter.“ Der letzte Satz ist zwar grammatisch möglich, erscheint aber deutschen Muttersprachlern ohne einen Kontext nicht verständlich. Englisch ist dem Deutschen ähnlich, da sich das Possessivpronomen nach dem Subjekt (*her/his*) richtet, im Spanischen (*su/su*) ist das nicht so. Hier nur Ergebnisse in Kürze: Die englischsprachigen Native Speaker erkannten den Fehler genauer als die spanischen Muttersprachler. Je besser allerdings die spanischen Muttersprachler Englisch beherrschen, umso genauer haben sie den Fehler bemerkt. Interessant sind solche Erkenntnisse zum Beispiel, wenn es um didaktische Methoden des Spracherlernens geht.

Lago nutzt die Corona-Zeit nun intensiv, um wissenschaftliche Aufsätze zu den Ergebnissen ihrer diversen Experimente zu schreiben und sich mit ihren Kollegen in der Romanistik und darüber hinaus zu vernetzen. Sie brennt schon darauf, Studierenden auch die eher naturwissenschaftlichen Methoden der Sprachforschung näherzubringen. „Der erste Workshop im Januar mit Master-Studierenden und Doktoranden lief schon gut.“ Ihr Traum: ein Labor für die Erforschung der Sprachverarbeitung aufzubauen – auch in Kooperation mit Psychologen und Neurowissenschaftlern. Das Potenzial an der Goethe-Universität ist auf jeden Fall vorhanden!

Ulrike Jaspers

Vorstand

Prof. Dr. Wilhelm Bender (Vorsitzender), Julia Heraeus-Rinnert (Stellvertretende Vorsitzende), Prof. Dr. Johannes Adolff, Alexandra Burchard von Kalnein, Dr. Udo Cortis, Dr. Albrecht Fester, Dr. Thomas Gauly, Prof. Dr. Heinz Hänel, Dr. Helmut Häuser, Dr. Ilka Heigl, Gabriela Jaecker, Edmund Konrad, Renate von Metzler, Dr. Christoph Schmitz, Prof. Dr. Manfred Schubert-Zsilavec, Claus Wissner, Prof. Dr. Birgitta Wolff

Geschäftsführerin

Nike von Wersbe
Vereinigung von Freunden und Förderern der Goethe-Universität
Theodor-W.-Adorno-Platz 1,
60629 Frankfurt am Main
Telefon (069) 798-12234, Fax (069) 798 763 12234
wersbe@vff.uni-frankfurt.de

Konto

Deutsche Bank AG, Filiale Frankfurt
IBAN: DE76 5007 0010 0700 0805 00
BIC: DEUTDE33XXX

Förderanträge an die Freunde

Frederik Kampe
foerderantraege@vff.uni-frankfurt.de
Telefon (069) 798-12279

Freunde aktuell

Per E-Mail informieren wir unsere Mitglieder schnell und aktuell über interessante Veranstaltungen an der Universität. Interesse? Teilen Sie doch bitte einfach Ihre E-Mail-Adresse mit:
Tina Faber, faber@vff.uni-frankfurt.de
Telefon (069) 798-17237, Fax (069) 798-763 17237

Einige haben noch nie den Campus gesehen, bei einem ebbt das »echte Uni-Feeling« ab, und eine macht Bekanntschaften auf Umwegen: Neuankömmlinge an der Goethe-Uni geben Auskunft über den Uni-Start unter Corona-Bedingungen.

Studieren in der Pandemie bedeutet: Der Erstkontakt mit der Universität findet online statt. Und bei online bleibt es dann auch – Veranstaltungen vor Ort besuchen nur die wenigsten. Wie geht es den rund 8100 Erstis damit? Wie orientieren sie sich in der Uni-Online-Welt? Klappt die Technik? Schon jemanden kennengelernt? Macht das Studium (trotzdem) Spaß? Sechs Erstsemester – aus den Studien Rechtswissenschaft, Empirische Sprachwissenschaft, Germanistik, Biowissenschaften oder Interdisciplinary Neuroscience – haben uns telefonisch geantwortet.

Helin Satilmis, 18, Studium der Rechtswissenschaft

Die Studienunterlagen zu spät eingetroffen, die Einführungsveranstaltung verpasst – für Helin begann der Uni-Start mit Stress: „Ich hatte schon voll die Panik, dass alles ganz kompliziert wird und ich auch keinen kennenlernen werde.“ Doch dann war die OLAT-Plattform übersichtlicher als erwartet, und eine studienfahrene Cousine half beim Stundenplan-Erstellen. Auch die ersten Vorlesungen waren eine positive „Überraschung“: „Ich bin erstaunt, wie gut alles organisiert ist und wie gut es mit der Technik klappt.“ Gewöhnungsbedürftig fand Helin allerdings, bei stundenlangen Online-Vorlesungen nicht die Konzentration zu verlieren. Und auch das richtige Mitschreiben und Nacharbeiten von Vorlesungen: Das sei ohne gutes Zeitmanagement – und frühes Aufstehen! – nicht zu schaffen. Inzwischen klappe es mit der Organisation aber schon gut, sagt Helin. Das Studium macht Spaß. Wobei es hilfreich sei, dass Professorinnen und Professoren E-Mail-Kontakte anböten und sich die knapp 700 Erstis in ihrem Fach in WhatsApp-Gruppen organisiert hätten. Auch wenn in ihrer Gruppe mit 256 Mitgliedern schon einmal schnell 300 Nachrichten auflaufen: Fragen werden sofort und hilfsbereit beantwortet. Geht das: private Kontakte, Kennenlernen unter diesen Bedingungen? Unmöglich, sagt Helin.

„Irgendwie“ und „überraschend“ wurde Helin aber in eine kleine WhatsApp-Gruppe aufgenommen. Diese „Mädels-Gruppe“ entpuppt sich als Glücksfall und Lerngruppe in einem: Sonntags werden nun in Zoom-Meetings Fragen ausgetauscht und gemeinsam über Lösungen geübelt. Und damit sich die Mini-gruppe einmal – in Echtzeit und vor Ort – treffen kann, hat sie sich bei der einzig möglichen Präsenzveranstaltung im Semester eingeschrieben, an der Studierende im Rotationssystem teilnehmen können. Helin freut sich schon auf die bildschirmfreie Begegnung. „Wenn

es wieder geht, müssen wir unbedingt essen gehen. Das haben wir schon beschlossen.“

Ilhana Sacirovic, 18, Studium der Rechtswissenschaft

Die Einführungsveranstaltung mit Tipps und Tricks inklusive virtueller Campusführung, die Helin verpasst hat, hat Ilhana live erlebt. Trotzdem – auch ihr fiel das Stundenplan-Basteln nicht leicht. Deshalb war Ilhana „überrascht“, wie gut organisiert das Studium begonnen hat. Nach einigen technischen Anfangsschwierigkeiten „geht’s jetzt in der Vorlesung richtig ab.“ Die anfängliche Scheu, Fragen zu stellen, sei verflogen. Ob in der Vorlesung per Handzeichen oder per Chat mit den Mentorinnen und Mentoren, also Studierenden aus höheren Semestern, ob per WhatsApp, Facebook,

zierte Immatrikulation“ geschafft und sich im Studium orientiert hat. „Dass es eine Einführungsveranstaltung gab, haben viele nämlich gar nicht mitbekommen.“

Inzwischen gelingt es ihr besser, sich bei den stundenlangen Zoom-Veranstaltungen zu konzentrieren. Dabei halfen die WhatsApp-Gruppen sehr: Dort werden Infos geteilt, Fragen beantwortet. Kennenlernen ist bei 256 Teilnehmern pro WhatsApp-Gruppe unmöglich, selbst Gruppenarbeit findet mit 20 bis 30 Personen statt. „Bei 12 Personen pro Bildschirm muss ich mich durch die Seiten klicken, um alle Gruppenmitglieder zu sehen“. Bei so vielen Zugriffen hänge sich ein Zugang auch mal auf, müsse sie einige Stunden warten, bis sie an Lernmaterial komme. Trotzdem: Ihr Fach findet sie „total

Mit-Abstand-im-Hörsaal-Sitzen, aber auch zur Herausforderung: mittwochs folgt nämlich auf die Hebräisch-Stunde lückenlos die Niederländisch-Klasse. Nach Hause jetten – nicht zu schaffen. Wo sich aufhalten? Die Uni ist zu, die Bibliothek verlangt Stille, die Malin aber, da er sich am Unterricht beteiligt, nicht bieten kann. Die um Hilfe gebetenen Dozenten reagieren ratlos. „Im Moment mache ich Niederländisch immer auf einer Parkbank.“ Nicht nur jahreszeitenbedingt eine eher suboptimale Lösung. Da ist es nur zu verständlich, dass Malin sich generell „in einem Hörsaal wohler fühlen würde“. Aus Datenschutzgründen nimmt Malin an keiner WhatsApp-Gruppe teil. Trotzdem fühlt er sich durch den Discord-Kanal und E-Mail-Kontakte mit den Dozierenden einigermaßen

sik. „Da frage ich mich manchmal schon, wozu ich das in meinem Studium eigentlich brauche.“

Ein Grund, warum er sich aufs Studium gefreut habe, war auch die Aussicht, neue Menschen kennenzulernen. Da ist noch nichts passiert. „Ich hoffe, hoffe“, sagt Dennis, „dass so nicht mein ganzes Studium verläuft.“

Yoel Yimesghen, 30, Master Interdisciplinary Neuroscience

Für Yoel ist im Masterstudium alles neu – obwohl es bereits sein zweites Studium ist. In Eritrea hat er Pharmazie studiert und drei Jahre in seinem Beruf gearbeitet. Noch Anfang des Jahres lebte er in einem Asylbewerberheim in Ulm, inzwischen hat er eine Aufenthaltsgenehmigung, einen WG-Platz in Frankfurt und BAföG. Dafür, sagt er, sei er rund um die Uhr in Internet-Cafés im Einsatz gewesen. Dass er nun mit zehn weiteren Kommilitonen studieren kann, empfindet Yoel als Glücksfall. Sechs der insgesamt elf Kommilitonen kommen aus dem Ausland: aus Albanien, der Türkei, Südkorea und Ägypten. Vor dem Lockdown light haben sich die Masterstudenten einmal sehen können. „Jetzt rufen wir uns jeden Tag an und fragen, ob es Probleme gibt. Die deutschen Kommilitonen sind wirklich sehr hilfsbereit.“ Im Online-Studium sind die Studienkollegen für ihn wie eine Familie geworden.

Erleichtert nimmt Yoel auch zur Kenntnis, dass er sich inzwischen besser viele Stunden vor dem Bildschirm konzentrieren kann, der Lernstoff schwierig, aber zu schaffen sei. Und Yoel freut sich schon auf sein Praktikum – das, so hofft er, bald vor Ort im Labor stattfinden könne. In einem so gut ausgestatteten Institut habe er noch nie gearbeitet!

(Das Gespräch mit Yoel fand auf Englisch statt.)

Das Studium ist erst wenige Wochen alt, zu früh für eine Bilanz. Doch so viel lässt sich sagen: Der Einstieg ist den Erstis schwergefallen. Danach konnte es nur noch besser werden – und wurde es auch. Die technische und sachliche Kompetenz der Dozierenden hat die Studienstarter ausnahmslos positiv überrascht. Auch dass sie die Social-Media-Kanäle genutzt haben, hat ihnen den Einstieg erleichtert.

Bei den sozialen Zur-selben-Zeit-am-selben-Ort-Kontakten ist allerdings noch extrem viel Luft nach oben. Neue Stadt, neue Freunde, durchfeierte Nächte? Utopisch. Dafür könnte bei Prüfungen – meist in Präsenz – bald Freude aufkommen. Denn dann begegnen sich nicht Pixelgesichter, sondern wirkliche Menschen.

Auf unsere Frage, was sie sich für ihr Studium wünschen, antworten die Erstis: Präsenz! Oder wie jemand auf Instagram auf unseren Aufruf nach Ersti-Gesprächspartnern schnodderig postete: „Merkel mach Uni auf!“

Pia Barth



E-Mail oder Zoom-Tutorium – unter den Erstis gibt es regen Austausch. Fachlich. Dass Ilhana jetzt auch ein paar Mitstudierende privat kennt, hat sie dem Zufall zu verdanken: In Frankfurt wohnend nimmt sie jede Gelegenheit wahr, sich wöchentlich bei der einzigen Präsenzvorlesung einzuschreiben; nur 85 Personen der knapp 700 Erstsemester sind aus Platzgründen zugelassen. Auf der Suche nach dem Hörsaal irrte sie in der ersten Woche im Untertreppenhaus umher – und traf auf ebenso orientierungslose Erstis wie sie. Das verband. In der noch am selben Tag gegründeten WhatsApp-Gruppe ist jetzt nicht nur Fachliches Thema. Würde sie sich gern privat mit einigen treffen wollen? „Sofort.“

Shayenne Wiens, 18, Studium der Rechtswissenschaft

„Wir haben uns alle so darauf gefreut, ein Studentenleben zu haben und neue Leute kennenzulernen“, sagt Shayenne am Ende des Gesprächs, und ihre Stimme klingt dabei ein wenig matt. Auf dem Campus war sie noch nie. Wegen des Onlinesemesters bleibt sie derzeit bei ihrer Familie in Fulda; die Idee, in ein Studentenheim zu ziehen, ist erst einmal verschoben. Sie ist froh, dass sie die „sehr kompli-

interessant“. Und immerhin habe sie schon eine Mitstudierende kennengelernt: Diese sei über Instagram auf sie zugekommen – ob sie auch in Frankfurt studiere? Seitdem schreiben sich die beiden. Mit mehr Kontakten rechnet Shayenne in diesem Semester allerdings nicht.

Malin Marinus Potengowski, 18, Studium der Empirischen Sprachwissenschaft, Nebenfach Germanistik

„Ich bin über die wenigen, wenigen Präsenzveranstaltungen sehr froh“. Die Einschreibung hatte Malin lange vor sich hergeschoben und soeben noch geschafft, als er merkte, dass, anders als erwartet, die Einschreibung gar nicht Thema in der Einführungsveranstaltung sein würde. Fachschaft und Studienservice Center, an die Malin Fragen gerichtet hatte, schrieben erst spät zurück, „da waren die Mailboxen wohl total überfüllt.“ Am Ende halfen Freunde, beim Campusrundgang der Fachschaft in Kleingruppen gab es dann den ersten Unikontakt.

Nun pendelt Malin von Friedberg aus; die Fahrtzeit nutzt er zum Vor- und Nacharbeiten. Manchmal wird die Kombination zwischen Online und Präsenz, zwischen Computerbildschirm zu Hause und

eingebunden. Das Studium macht ihm Spaß – „auch wenn das Lernpensum langsam sehr, sehr stressig wird“.

Dennis Weigel, 20, Bachelor in Biowissenschaften

Nach einem freiwilligen sozialen Jahr hat sich Dennis sehr auf etwas Neues gefreut. Deshalb hat er sich von dem „außerordentlich komplizierten“ Einschreibeverfahren und Stundenplan-Entwickeln nicht abschrecken lassen. Als er bei der Einführungsveranstaltung zum ersten Mal in einem großen Hörsaal auf dem Campus Riedberg stand, fand er das sogar „sehr imposant“. „Echtes Uni-Feeling“ habe er da gespürt. Das habe sich, seitdem nur noch Online-Studieren angesagt ist, allerdings ein wenig verflüchtigt. Nicht ganz hilfreich sei da, dass er für seine Fächer – Biowissenschaften, Chemie, Physik, Statistik – zwischen OLAT und anderen Plattformen hin- und herpendeln müsse. Andererseits funktionierten die Lehrveranstaltungen technisch super, sagt Dennis. Gut findet er auch, dass er sich durch Lernvideos gut selbst organisieren könne. Und dass es in seinem Lieblingsfach Biowissenschaften jetzt „sehr, sehr detailliert“ wird, findet er richtig spannend. Weniger begeistert ist er von Phy-

Neuberufene

CLAUS BÄSSLER

Claus Bässler ist seit 1.4.2020 Professor für Naturschutzbiologie am Institut für Ökologie, Evolution und Diversität am Fachbereich Biowissenschaften. Er promovierte 2008 an der TU Berlin im Bereich der Ökologie mit einem Thema über die Auswirkungen des Klimawandels auf die Biodiversität. An der Technischen Universität München habilitierte Claus Bässler 2019 und erwarb die Lehrbefähigung für das Fachgebiet Waldökologie und Biodiversität. Bevor er zur Goethe-Universität wechselte, war Claus Bässler stellvertretender Sachgebietsleiter im Bereich Forschung und Naturschutz an der Nationalparkverwaltung Bayerischer Wald. Die internationale und nationale gesellschaftliche Diskussion zum Artensterben durch Landnutzung und Klimawandel spannt den Rahmen seines Forschungsfeldes auf. Übergeordnetes Ziel der Forschungsaktivitäten



ist es, bessere mechanistische Modelle zu erarbeiten, welche Vorhersagen über die Konsequenzen von Landnutzung und Klimawandel auf die Biodiversität und folglich Ökosystemprozesse und Dienstleistungen erlauben. Auf dieser Basis sollen effiziente Managementempfehlungen abgeleitet werden um beide gesellschaftlichen Anforderungen zu erfüllen, zum einen die Nutzung von Ressourcen in Zeiten des Klimawandels und zum anderen den Erhalt der Biodiversität. Die Zusammenarbeit mit Kooperationspartnern aus den Bereichen Wissenschaft, behördlichen und nichtbehördlichen Naturschutz in Projekten ist zentraler Bestandteil seiner Forschungsaktivitäten. Foto: Privat

ANNETTE LANGNER-PITSCHMANN

Annette Langner-Pitschmann hat seit Juni 2020 die im Rahmen des Bund-Länder-Programms errichtete Tenure-Track-Professur für Theologie in globalisierter Gegenwart am Fachbereich Katholische Theologie inne. Langner-Pitschmann hat Violoncello und katholische Theologie in Frankfurt, München und Oxford studiert. Anschließend war sie zunächst als Beraterin am Institut für Organisationskommunikation in Bensheim und als Referentin bei der Deutschen Lufthansa tätig. Im Jahr 2014 wurde sie an der Goethe-Uni mit einer Arbeit über den pragmatischen Philosophen John Dewey im Fach Religionsphilosophie promoviert. Vor ihrer Berufung an die Goethe-Universität war Langner-Pitschmann wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für soziale und ethische Fragen in Salzburg sowie Lehrbeauftragte für Systematische Theologie an der Katholischen Privatuniversität Linz und der Kirchlich-



Pädagogischen Hochschule Salzburg. Zu ihren aktuellen Forschungsinteressen zählt die Rolle religiöser Einstellungen angesichts gesellschaftlicher Realitäten, die durch Nichtwissen und Mehrdeutigkeit geprägt sind. Daneben forscht und lehrt sie zum Verhältnis zwischen Religion und Ideologie sowie zur Relevanz religiöser Selbstbeschreibungen

für Identitätsbildungsprozesse im Horizont der Globalisierung.

Foto: Marlene Heinzinger

J. F. NIEK SCHEEPENS

Niek Scheepens ist seit Juni 2020 Professor für Evolutionäre Ökologie der Pflanzen am Fachbereich Biowissenschaften. Er studierte Biologie an der Universität Groningen (Niederlande) und promo-



vierte 2011 an der Universität Basel (Schweiz) über evolutive Anpassungsprozesse von Alpenpflanzen in ihrer heterogenen Umwelt. Als Postdoc erforschte er anschließend an der Universität Turku (Finnland) die Koevolution zwischen Pflanzen und herbivoren Insekten. 2014 empfing er ein Alexander von Humboldt-Stipendium für Forschung zur Anpassung von Pflanzen an Klimavariabilität, die er an der Universität Tübingen durchführte, wo er 2017 Nachwuchsgruppenleiter wurde. Scheepens' Forschungsschwerpunkt ist die evolutive Anpassung von Pflanzenpopulationen an sich rasch ändernde Umweltbedingungen wie z. B. im Rahmen des Klimawandels oder von Landnutzungsänderungen. Dazu setzt er vorwiegend experimentelle Ansätze in Gewächshäusern und im Freiland ein. Seine Lehrveranstaltungen an der Goethe-Universität decken das ganze Spektrum der Pflanzenökologie ab.

Foto: Frank

Auszeichnungen

AUSZEICHNUNG FÜR LUCIANO REZZOLLA

Für die hohe pädagogische Qualität seiner Vorlesungen ist jetzt Prof. Dr. Luciano Rezzolla vom Institut für Theoretische Physik der Goethe-Universität mit dem „Niko-Claus-Preis für gute Lehre“ der Walter Greiner Gesellschaft zur Förderung der physikalischen Grundlagenforschung e.V. ausgezeichnet worden. Damit soll, so die Kommission zur Vergabe



des Lehrpreises, zudem auch das große Engagement von Prof. Rezzolla für Studienanfänger gewürdigt werden. Ferner sei es ihm im Sommersemester 2020 gelungen, ein „ausgezeichnet funktionierendes virtuelles Lehrkonzept zu entwerfen und umzusetzen“, heißt es in der Begründung weiter. Die Walter Greiner Gesellschaft zur Förderung der physikalischen Grundlagenforschung e.V. wurde 1998 von Physikern des Fachbereichs Physik der Goethe-Universität und engagierten Frankfurter Bürgern als Frankfurter Verein für Physikalische Grundlagenforschung e.V. gegründet und 2018 nach dem Frankfurter Physiker Walter Greiner umbenannt. Der Preis für gute Lehre wird seit 2016 jährlich verliehen und ist seit 2019 nach den beiden Stiftern Dr. Dr. h.c. Nikolaus „Niko“ Hensel und Claus Wisser benannt. Für die diesjährige Auszeichnung schlugen erstmals Studierende zweier verschiedener Lehrveranstaltungen einen Dozenten als Preisträger vor. Der Preis ist mit 10 000 Euro dotiert.

Foto: Lecher

FACHBEREICH PHYSIK VERLEIHT JOACHIM TREUSCH DIE EHRENDOKTORWÜRDE

Der Fachbereich Physik hat am 14. Oktober 2020 beschlossen, Prof. Dr. Dr. h.c. Joachim Treusch die Ehrendoktorwürde „Dr. phil. nat. h.c.“ zu verleihen. Herr Treusch hat sich um die deutsche Wissenschaft insgesamt, aber auch um die Naturwissenschaften an der Goethe-Universität im Besonderen verdient gemacht. Er studierte von 1959 bis 1963 an der Universität Marburg und der TU Berlin Physik und legte 1963 in Marburg bei Prof. Otfried Madelung auf dem Gebiet der Festkörperphysik sein Diplom ab. Mit einer Arbeit über die „Bandstruktur des Tellur“ folgte 1965 die Promotion, ebenfalls bei Madelung in Marburg, wo er sich schließlich 1969 mit einer Arbeit über „Amorphe Halbleiter“ habilitierte. Bereits 1970 wurde er an der Goethe-Universität zum Wissenschaftlichen Rat und Professor für theoretische Physik ernannt, worauf dann im Juli 1971 ein Ruf als ordentlicher Professor an die Universität Dortmund folgte. Bis 1987 war er in Dortmund Professor, wo er als Dekan der Physik, als Prorektor der Universität sowie als Mitglied des Senats große Verdienste im Management der Universität erworben hat.



Von 1984 bis 1986 war er außerdem Präsident der Deutschen Physikalischen Gesellschaft. In der Zeit bis 1987 hat er etwa 50 zum Teil viel beachtete Arbeiten auf dem Gebiet der theoretischen Festkörperphysik publiziert und sich damit als Theoretiker hohes Ansehen erworben. Nachdem er 1987 in den Vorstand des Forschungszentrums Jülich gewählt wurde und dann bis 2006 dessen Vorstandsvorsitzender war, hat Treusch sich fast ausschließlich dem Wissenschaftsmanagement zugewandt. In dieser Zeit hat er zum Wohle der Naturwissenschaften in Deutschland wichtige Strukturveränderungen in der Wissenschaftslandschaft initiiert und diese Veränderungen auch erfolgreich auf den Weg gebracht. Seinem Wirken und Einsatz ist es zu verdanken, dass die Helmholtz-Gemeinschaft neben der Max-Planck-Gesellschaft und den Fraunhofer-Instituten als wichtige Säule der Grundlagenforschung in Deutschland entstanden ist. Er ist Mitglied verschiedener Akademien der Wissenschaften und hat sich in führender Position in wichtigen Physikstiftungen, etwa als Vorsitzender der Heraeus-Stiftung, zum Wohle der Universitäten eingesetzt. Davon hat auch die Goethe-Universität und der Fachbereich Physik sehr profitiert. In mehr als zehn Heraeus-Seminaren hat die Heraeus-Stiftung unter seiner Führung Konferenzen der Frankfurter Physiker finanziert und so zum internationalen Ansehen der Frankfurter Physik einen wichtigen Beitrag geleistet. Mit der Verleihung der Ehrendoktorwürde an Joachim Treusch zeichnet der Fachbereich Physik einen Wissenschaftler und Gestalter aus, der diese Ehre in hohem Maße verdient. Foto: Privat

Prof. Dr. Harald Appelhäuser,
Dekan des Fachbereichs 13 – Physik

Geburtstage

85. Geburtstag

Prof. Dr. Norbert Andel

Fachbereich Rechtswissenschaft

80. Geburtstag

Prof. Dr. Nikolaus Kaas

Fachbereich Rechtswissenschaft

65. Geburtstag

Prof. Dr. Manfred Wandt

Institut für Rechtsvergleichung

Prof. Dr. Gerhard Wild

Institut für Romanische Sprachen und Literaturen

Nachrufe

PROF. DR. DRS. H.C. PETER GILLES

Die Johann Wolfgang Goethe-Universität und der Fachbereich Rechtswissenschaft trauern um Peter Gilles: Am 22.10.2020 ist Prof. Dr. Drs. h.c. Peter Gilles (FB 01) im Alter von 82 Jahren verstorben. Die Goethe-Universität verliert damit einen vielseitigen und inspirierenden Rechtswissenschaftler: Neben dem Zivil-, Verbraucher- und Wettbewerbsrecht, dem Zivilprozess- und Vollstreckungsrecht interessierten ihn das Juristenberufsrecht sowie die Verfahrens- und Justizrechtsvergleichung. Ein besonderes Anliegen war ihm dabei stets die Verbindung von Theorie und Praxis und die Einbeziehung der Sozialwissenschaften in die Rechtswissenschaft. Nach einem Studium der Rechts- und Wirtschaftswissenschaften an der Johann Wolfgang Goethe-Universität von 1958–1962 promovierte der gebürtige Frankfurter Gilles im Jahr 1965 bei dem Doyen des deutschen Zivilverfahrensrechts Gerhard Schiedermaier (1906–1986) über den „Umfang von Aufhebung und Neuverhandlung im zivilprozessualen Wiederaufnahmeverfahren“. Nach den Staatsexamina (1962 und 1966) und dem Vorbereitungsdienst in Frankfurt, Berlin, Saarbrücken und Paris wurde Peter Gilles letzter Assistent und Schüler von Schiedermaier und habilitierte sich am Frankfurter Fachbereich 1971 mit den (nicht nur in Deutschland) vielbeachteten „Rechtsmitteln im Zivilprozess“. Nach einer ersten Professur in Frankfurt (1972–1975) für Zivilrecht, Zivilprozessrecht,



allgemeines Verfahrensrecht und Verfahrenstheorie und Vertretungen in Köln und Freiburg wirkte er ab dem Jahr 1975 in Hannover beim Aufbau der dortigen juristischen Fakultät mit. Dort erreichte ihn im Jahr 1979 der Ruf in seine Heimatstadt Frankfurt, der er über seine Emeritierung (zum Ende des WS 2003/2004) hinaus bis zu seinem Lebensende treu geblieben ist. Wissenschaftlich interessierten den Jubilar bis zuletzt nicht nur das Zivilprozessrecht und das Privatrecht, sondern auch die Justiz- und Verfahrensrechtsvergleichung. Peter Gilles gehört damit deutschlandweit zu denjenigen (Rechts-)Wissenschaftlern, die bereits sehr früh die Bedeutung der Internationalisierung nicht nur erkannt, sondern diese an der Goethe-Universität „gelebt“ haben. Dies belegen nicht nur zahlreiche Veröffentlichungen (sein Werk umfasst neben ca. 70 Buchveröffentlichungen in den verschiedensten Funktionen ca. 400 Einzelpublikationen) und Gastprofessuren im Ausland, ungezählte Auslandsreisen und nicht zuletzt die große Zahl ausländischer Wissenschaftler, die zu Peter Gilles für Magister- und Promotionsstudien nach Frankfurt/M. gekommen sind. Nicht nur in Frankfurt unvergessen sind die von ihm geleiteten (Block-) Seminare zu Themen des deutschen, europäischen und internationalen Privat- und Prozessrechts, die Generationen ausländischer Wissenschaftler in die malerische Rhön geführt haben. Unmittelbar nach der Unabhängigkeit der baltischen Republik Litauen im Jahr 1990 knüpfte Peter Gilles

Fortsetzung auf Seite 27



ZU VERMIETEN.

**Voll möblierte *Studentenwohnungen*,
direkt am *Campus Riedberg*.**

Vermietung

Capera Immobilien Service GmbH

Dornhofstraße 100
63263 Neu-Isenburg
E-Mail › frankfurt@capera-immobilien.de
Telefon: +49 (0) 6102 81544-100

www.bed-and-brains.de

See you soon at: my-liverty.de